

Adéla HALL: *Deutsch und Tschechisch im sprachpolitischen Konflikt. Eine vergleichende diskursanalytische Untersuchung zu den Sprachenverordnungen Badenis von 1897*. Frankfurt/Main (Lang) 2008, 261 Seiten.

Christiane BRENNER: „*Zwischen Ost und West*“. *Tschechische politische Diskurs 1945-1948* (= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 118). München (Oldenbourg) 2009, 554 Seiten.

„Die Zeit hitziger Auseinandersetzungen um den Nutzen diskursanalytischer Untersuchungen“, so Christiane Brenner, sei inzwischen vorbei. Dies belegen zwei Dissertationen, eine sprach- und eine geschichtswissenschaftliche, die sich zwei Umbruchphasen der böhmisch-tschechischen Geschichte zuwenden.

Ausgehend von der Erkenntnis, dass gesellschaftliche Wirklichkeit als soziale Praxis wesentlich über Sprache vermittelt wird bzw. das individuelle wie gruppenspezifische Handeln als Mittel gesellschaftlicher Konstruktion von Wirklichkeit durch Sprache erfolgt legt Adéla Hall in ihrer Dissertation eine diskursanalytische Untersuchung zu den Sprachenverordnungen Kasimir Badenis vor. Neben einem Überblick über die deutschsprachigen linguistischen Ansätze der Diskursanalyse reflektiert die Verfasserin die Erstellung ihres Textkorpus sowie die Ebenen der Analyse, wengleich sich hier schon eine nicht unproblematische manichäische Perspektive einschleicht (24). In weiteren Kapiteln werden der sozialhistorische Rahmen, hier erhält man einen Abriss der Nationalitäten- und Sprachenpolitik in Böhmen, sowie die Entwicklung des Pressewesens vorgestellt, wobei allerdings nicht die neueste Literatur berücksichtigt wird. Richtigerweise wird die identitätsstiftende Funktion der Presse hervorgehoben, wengleich einige Aspekte etwas pauschal präsentiert werden, wenn von einer Entwicklung vom Sprachrohr im 19. Jh. zum Massenkommunikationsmittel Ende des 19. Jh. berichtet wird, obwohl sich Phänomene der Massenkommunikation auch schon vor 1848 erkennen lassen. Dem Korpus zugrunde gelegt wurden die *Reichenberger Zeitung*, die *Deutsche Volkszeitung* und die *Národní listy* [Nationalblätter]. Es folgen Überlegungen zur Zeitungssprache (Verdichtung der Nachrichtenvermittlung) sowie zu den Textsorten, wobei die Hypothese eines Zusammenhangs zwischen Informationsaufnahme und Bewusstseinsbildung zu simpel erscheint. Hier hätten zumindest Aspekte der Wirkungsforschung reflektiert werden müssen (74). In einem weiteren Kapitel setzt sich Hall mit der Beziehung Sprache – Politik auseinander, ein insgesamt eher heterogenes Kapitel, werden doch so unterschiedliche Aspekte wie Funktionen der politischen Sprache, das Verhältnis von Sprache und Identität, die Bildung sozialer und ethnischer Kategorien abgehandelt, ergänzt um Überlegungen zur Argumentationstheorie (Neue Rhetorik und Toposanalyse), um dann auf das Konzept der Sprachthematisierung einzugehen, bei dem Schlagwörter, Bedeutungs- und Bezeichnungskonkurrenzen hervorgehoben werden, während die Toposanalyse nur geringen Raum erhält. Ziel ist allerdings ein qualitativer Ansatz, kein quantitativer.

In der Fallstudie zu den Sprachverordnungen analysiert Hall die jeweiligen Strategien der Auf- und Abwertung, dies allerdings in einer manichäischen und stringent ablaufenden Folge (138). Hieran schließt sich eine Analyse von Selbst- und Fremdbildern an, wie sie in den untersuchten Periodika zum Ausdruck kommen. Dabei erkennt Hall ff. „Bilder“: die Deutschböhmen als Angehörige einer hochentwickelten, kulturell starken Nation; als bedrohte Nation in Böhmen bzw. Habsburg; als politisch und national uneinheitliche Gruppe; als starkes, entschlossenes, zum Kampf bereites Volk. Diese Autostereotype ergänzt Hall um eine Analyse ethnischer Kategorisierungen. Das Fremdbild der Tschechen ergibt eine minderwertige, geschichtslose Nation; eine politisch radikale Gruppe; eine Gruppe unter dem Schutz der Regierung in Wien. Das Selbstbild der Tschechen verzeichnet dagegen eine selbstbewusste, friedfertige Nation; eine politisch und national uneinige Gruppe; ein benachteiligtes, zum Kampf um sein Recht entschlossenes Volk. Damit korreliert das Fremdbild der Deutschböhmen, die als eine begünstigte Nation dargestellt werden; als radikale Feinde der Tschechen; als Landesverräter. Diese Beispiele bilden die Basis für eine Typologie von 23 diskurstragenden Topoi, die Hall im Anschluss an die Arbeiten von Kienpointner und Wengeler erstellt, und mit denen die „inhaltlich zentralen Argumentationsmuster des deutsch-tschechischen Diskurses um die Böhmisches Frage von 1897“ sich erfassen lassen (228). Dies ist, ungeachtet der knappen Textbasis mit nur drei berücksichtigten Periodika solide erfasst. Allerdings stellt sich die Frage, ob nicht eine Analyse übergeordneter Argumentationsstrategien bzw. das Konzept diskursiver Grundfiguren (Busse) hätte sinnvoller sein können. Statt dessen folgt eine kurze Analyse der sprachlichen Mittel sowie eine abschließende Erstellung eines Argumentationsschemas der untersuchten Kommentare (237). Und das Fazit:

Den Diskurs charakterisiert also ein enger Zusammenhang zwischen dem sprachlichen Handeln und den Denkfiguren einer Sprachgemeinschaft. Letzteren liegen Werte, Meinungen und Zielsetzungen der nationale gesinnten Deutschen und Tschechen zugrunde, die sich im Pro und Kontra der Argumentation manifestierten. (240f.)

Ebenfalls der Diskursanalyse verpflichtet ist die Dissertation von Christiane Brenner, die sich mit der Dritten Republik, dem Zeitraum von Mai 1945 bis Februar 1948 befasst. Diese Arbeit besticht durch ihre fundierte Quellengrundlage sowie ihre umfassende Kontextualisierung, durch die die politischen Debatten des engeren Zeitraums zwischen Ende des Weltkrieges und kommunistischer Machtergreifung in einen größeren zeitlichen Rahmen eingebettet werden. Ziel ist es, einzelne „Bausteine öffentlicher Wirklichkeitskonstruktion“, deren Regeln sowie Strategien, mit denen das Feld des Sagbaren bestimmt wird, zu erfassen (11), also die „Muster zu rekonstruieren, nach denen die öffentlichen Diskussionen der Jahre 1945-1948 funktionierten.“ (5) Mit Hilfe eines textorientierten Ansatzes und unter Berücksichtigung von Fragen der Macht gelangt Brenner somit nicht nur eine Analyse von Argumentationsmustern und -stilen, von Darstellungsprinzipien, sondern auch ein Blick auf das „engmaschige Netz

ungeschriebener Sprachregelungen“ (10) und die damit verbundenen Zwänge hinsichtlich der „Etablierung von Themen“, der „Besetzung von Begriffen“, der „Durchsetzung von Interpretationen“ sowie der Tabus (10). Auf diese Weise eröffnet sie auch einen Blick auf Geschichte als Legitimationswissenschaft.

Als übergeordnete Themen erkennt Brenner die Reflexion der Umbruchzeit von 1945 und ihre jeweiligen historischen Kontextualisierungen, also Fragen nach „Kontinuität und Wandel in einer Situation radikaler Veränderungen aller Lebensbereiche“ (26), Diskussionen, die zunächst im Projekt einer neuen Demokratie münden. Ausgehend von strukturellen, sozialen und mentalen Veränderungen der Gesellschaft mit dem Ziel nationaler Homogenisierung lässt sich ein starkes Misstrauen gegenüber dem traditionellen Parlamentarismus konstatieren. Über die Erfahrung des Scheiterns der Masarykschen Republik und der Krise Europas verlaufen zentrale politische Debatten um Fragen der Volksherrschaft bzw. der sozialisierenden Demokratie.

Krieg und Okkupation erforderten eine Neubestimmung der Nation, wobei es um die Deutung des Vergangenen (Kollaboration und Widerstand, die Rolle der Slowakei) wie des Aktuellen ging – das Konzept eines slawischen Nationalstaates und die Aussiedlung der Deutschen, über die parteiübergreifend Konsens bestand, womit aber die Behandlung der deutschen Antifaschisten, der Status von Mischehen und der ‚deutschen‘ Juden zu klären war: so wurden „alle die Juden, die sich als tschechoslowakische Staatsbürger deutscher Nationalität verstanden und dementsprechend bei einer Volkszählung von 1930 deklariert hatten, nach Kriegsende zu den Deutschen gerechnet.“ (211) Opferkonkurrenzen und ein Antisemitismus des schlechten Gewissens sind auch hier zeittypische Phänomene. Aus der Vertreibung der Deutschen ergab sich die Notwendigkeit eines tschechischen Grenzlandnarrativs im Sinne einer Entdeutschung auch der kulturellen Traditionen bzw. einer Retschechisierung. Neben der Exotisierung des Grenzlandes kommt es zu einer Identifikation mit der Revolution und der kommunistischen Siedlungspolitik. Der antideutsche Diskurs lässt sich letztlich als Katalysator für den politischen, sozialen und ökonomischen Wandel erkennen.

Ein weiteres übergeordnetes Narrativ erkennt Brenner in der Verortung der Tschechoslowakei zwischen Ost und West, wobei hier weniger die geographischen als vielmehr die ideologischen Chiffren bezeichnet sind. Die neue Faszination des Ostens lässt sich mit der fortschreitenden Delegation des Westens seit München und der Suche nach Schutz vor neuen Bedrohungen (und damit ist Deutschland gemeint), die nur die UdSSR zu bieten schien, erklären. In den Kulturdebatten der Jahre 1945/46 lag die Akzentuierung auf der Verbundenheit der tschechischen mit der russischen Literatur. Angesichts ideologischer Verschärfung im Rahmen der Formalismuskampagne fällt allerdings im Rahmen eines Prozesses der Abmessung von Nähe und Distanz zur SU die Absenz kritischer Reflexion auf. Die kulturpolitische Debatte entwickelte sich nicht zwischen „einem staatszentriert-sowjetischen und einem liberal-westlichen Kulturbegriff“, sondern es ging um „eine Neuformulierung des traditionellen [...]

Verständnisses [...], das die Kunst und den Künstler primär den Interessen der Nation verpflichtete.“ (460)

In souveräner Weise gelingt Brenner eine Rekonstruktion der öffentlichen Verhandlungen von Gegenwartsperzeption, Verarbeitung von Vergangenheit und Zukunftsentwürfen, wobei diese Deutungskämpfe nicht nur Abbild, sondern auch Bestandteil der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung sind. „Über das Festlegen und Kontrollieren von Sprachregelungen wurden Integration und Inklusion, Disziplinierung und Exklusion versucht.“ (454) Dabei bestand aber kein freier, gleichberechtigter Zugang zum Diskurs, sondern man hat es mit einem im Wesentlichen auf Repräsentanten und Sympathisanten der tschechoslowakischen Volksdemokratie beschränkten Elitendiskurs zu tun, in den sowohl Tabus eingeschrieben als auch Konflikte um Zugang zum Diskurs bzw. ein kontinuierliches Austarieren des Sagbaren kennzeichnend waren. Ungeachtet systemischer Zwänge, in denen die Grenzen des Handelns markiert wurden, zeigt sich im Endeffekt die Wirkungsmächtigkeit selbstgesetzter Grenzen, durch die der Zugang zur Macht und zur Öffentlichkeit eingeschränkt wurden, ein konsequenter Weg zu einer beschränkten und in Teilen gelenkten Halbdemokratie war schon vor dem Februar 1948 zu erkennen.

Steffen Höhne

Diether KRYWALSKI: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters in den böhmischen Ländern* (Beiträge zur deutschmährischen Literatur, 11). Olomouc (Universitätsverlag Olomouc) 2009, 491 Seiten.

Forschungsgeschichtlich gesehen gehört der Band in den Kontext eines (wieder) vermehrten Interesses an Aspekten regionaler Literaturgeschichtsschreibung. Er wendet sich „vornehmlich an Freunde mittelalterlicher und böhmisch-mährischer Literatur“ (9), aber auch der Fachmann soll und wird Aufschlussreiches finden. Leider wurde auf Nachweise und Stellenangaben verzichtet, dafür wird ausführlich aus Primärquellen zitiert. Der Band greift in vielfacher Weise auf frühere Beiträge des Verfassers zurück. Die zahlreichen, sich daraus ergebenden Wiederholungen sind eher störend als, wie erhofft (9), förderlich.

Der Autor versteht völlig zurecht Literatur als eigenständiges Struktursystem: „Literatur ist keine Funktion der Geschichte und Geschichte keine Funktion der Literatur“ (10). In dieser Struktur sind „Wissenschaft und Poesie, Repräsentation und Rezeption, Kontinuität und Diskontinuität ebenso verbunden wie die formalen Gestaltungselemente eines Textes, unterschiedliche Textsorten, Moden und Traditionen“ (10). Das hat Folgen für die Darstellung, in der Reflexionen, Interpretationen, Voraus- und Zurückgriffe, Zitate und persönliche Geschmacksurteile miteinander manchmal produktiv, manchmal irritierend verflochten werden. Methodisch gesehen geht der Verfasser vom erweiterten Literaturbegriff aus, d. h. er konzentriert sich nicht nur auf die klassischen Gat-

tungen, sondern bezieht auch Sachtexte mit ein. Seine Ausführungen zum Gesamtspektrum mittelalterlicher Schriftlichkeit stehen dabei unter drei Leitfragen: (a) Wie verhalten sich weltliche Literatur und geistliche Weltordnung zueinander? Wie argumentiert die Literatur im Hinblick auf ihre eigene Existenz und wie versucht sie, dem Vorwurf der Lüge und des Überflüssigseins zu entgehen? (b) Wie verhalten sich Literatur und die symbolische Ordnung des Mittelalters zu einander? (c) Wie verhalten sich Literatur und die ständische Gliederung der Gesellschaft zueinander?

Auch wenn der Band die gesamte Zeit der böhmisch-mährisch-deutschen Kontakte des Mittelalters behandelt, liegt doch sein zeitlicher Schwerpunkt auf der kurzen Epoche zweier Jahrhunderte: Die deutschsprachige Literatur der böhmischen Länder „trat glänzend und nahezu unvermittelt im 13. Jahrhundert am Prager Hof in Erscheinung, erreichte unter den Przemyslidenkönigen Ottokar II. und Wenzel II. sowie unter den Luxemburgern Karl IV. und Wenzel IV. eine einzigartige Blüte und verstumte nahezu vollständig in den Wirren der Hussitenkriege“ (9).

Diesen beiden großen Kapitel, die dieser Literatur und Epoche gewidmet sind, geht ein einleitender Abschnitt über Kelten, Germanen und die Besiedlung Böhmens voran, dessen Funktion im Gesamtkontext des Bandes nicht recht deutlich wird. Dem methodischen Konzept entspricht dann ein den eher traditionell literarhistorisch orientierten Kapiteln vorgeschalteter Abschnitt über den Hof und die höfische Literatur. Ein Herzstück ist der Abschnitt über die Lyrik der spätklassischen Epoche – Minnesang und Sangspruchdichtung. Wichtig ist hier die Zusammenstellung der Ottokar-Bezüge in der Sangspruchdichtung beim Marner, Tannhäuser, bei Reinmar von Zweter, dem Meißner, Sigeher, Friedrich von Sonnenburg und Frauenlob. Wichtig ist auch der Abschnitt über die Neidhart-Rezeption in Böhmen. Parallel dazu wurde in Böhmen eine durchaus beachtliche Zahl an späthöfischen Romanen und Erzählungen gefördert oder ist doch jedenfalls hier entstanden: Werke von Ulrich von dem Türlin, Ulrich von Etzenbach oder Heinrich von Freiberg u. a. Gewissermaßen in einem zweiten Kursus geht das Kapitel über die przemyslidische Hofkultur noch einmal die Lyriker und Epiker des 13. Jahrhunderts und ihre Werke durch. Einen zweiten literarischen Schwerpunkt bildet dann das Kapitel über die Literatur im Zeitalter der Luxemburger. Neben dem eher bekannten sogenannten Frühhumanismus unter Karl IV. wird auch das geistliche Spiel, die volkssprachige Bibelübersetzung, Jan Hus und selbstverständlich als literarischer Höhepunkt der ‚Ackermann‘ des Johannes von Tepl diskutiert.

Das besondere Interesse des Verfassers gilt der Buchkultur am Prager Hof und besonders den Prunkcodices der Luxemburger. Den Abgesang bilden neben einem Blick auf die geistliche Lieddichtung und den Meistergesang sechs Exkurse, die unterschiedlich nahe zum Thema des Buches stehen. Die Exkurse über die Bedeutung der Prager Kanzleisprache und die neuhochdeutsche Schriftsprache und den tschechischen ‚Tkadleček‘ stehen ihm deutlich näher als ein sehr ins Allgemeine gehender Abschnitt über das Mittelalter zwischen Antike und Neuzeit.

Auch wenn man insgesamt hier und da einen Bezug auf die neuere wissenschaftliche Literatur vermisst und den Band inhaltlich gern gestraffter hätte, gebührt dem Verfasser Dank dafür, dass er das vielgestaltige und viel diskutierte Material der deutsch-böhmischen Literaturbeziehungen im Mittelalter kenntnisreich und methodisch reflektiert dargeboten und diskutiert hat. Nach Tervoorens Buch über die Literatur im Raum von Rhein und Maas von 2006 und natürlich Fritz Peter Knapps großer Geschichte der österreichischen Literatur stellt dieser Band einen weiteren Baustein bei der Erschließung der regionalen Vernetzung deutscher Literatur des Mittelalters dar.

Jens Haustein

Claudia SEELING: *Zur Interdependenz von Gender- und Nationaldiskurs bei Marie von Ebner-Eschenbach* (= Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft, 44). St. Ingbert (Röhrig) 2008, 318 Seiten.

An einem sehr komplexen Bündel von weit ausgreifenden Diskursen macht sich Claudia Seeling in ihrer 2006 an der Universität Mannheim eingereichten Dissertation zu schaffen.

Warum sich Seeling ausgerechnet die Texte Marie von Ebner-Eschenbachs ausgesucht hat, um eine Abhandlung über die beiden Diskurse (die sich freilich und notgedrungen jeweils in mehrere Subdiskurse verzweigen) zu verfassen, begründet sie nicht nur mit einem funktionsgeschichtlichen Literaturverständnis sowie ihrem kulturwissenschaftlichen Erkenntnisinteresse, sondern auch damit, dass der Einblick in die mittlerweile veröffentlichten Tagebücher der Autorin zeige, „dass sie gerade wegen ihres eigenen biographischen Kontextes prädestiniert dafür erscheint, Fragen zur Geschlechter- bzw. Nationalitätenproblematik in ihren Texten auszusprechen“ (16f):

Marie von Ebner-Eschenbachs biographischer Kontext, das Ringen um Anerkennung als Schriftstellerin und ihre deutsch-mährische Abstammung, legen die Vermutung nahe, dass sie sich auch in ihren literarischen Texten mit Fragen ihrer Genderidentität und nationalen Identität auseinandergesetzt hat. [Es ...] soll untersucht werden, inwieweit die Texte den Geschlechter- und Nationaldiskurs, besonders aber ihr Interdependenzverhältnis, aufgreifen, reflektieren und möglicherweise kritisieren. (270)

Die Feststellung, „dass geschlechtliche und nationale Identität als historisch wandelbare, gesellschaftlich-kulturelle Phänomene angesehen werden müssen“ bzw. „kulturelle und sexuelle Identitäten und Differenzen [...] keine natürlichen Gegebenheiten, sondern Verhandlungssache“ (16) seien, stellt eine der – wenig überraschenden – Prämissen der Arbeit dar; die Arbeit Seelings versucht von daher der Frage nachzugehen, was

in einem konkreten historischen, aber auch geographischen Kontext als gesellschaftlich akzeptiert gilt und [...] ob und wie diese diskursiven Festschreibungen in literarischen Texten verhandelt werden. (16).

Dass selbiges in literarischen Texten verhandelt wird, scheint für die Autorin festzustehen: Immerhin geht sie im praktischen Teil ihrer Arbeit (Kapitel 3-6) auf „vier ausgewählte Texte Marie von Ebner-Eschenbachs“ ein, um darlegen zu können, ob und wie diese „auf die zeitgenössisch diskutierten Nation- und Genderkonzepte bzw. auf die Interdependenz beider Diskurse rekurrieren“ (16). Vorbereitet wird die literaturwissenschaftliche Analyse der vier Texte – es handelt sich dabei um *Meine Kinderjahre* (1906), *Božena* (1876), *Bertram Vogelweid* (1896) und *Mašlans Frau* (1901) – im 2. Kapitel (*Geschlecht und Nation: Theoretisch-methodische Prämissen*) durch eine Auseinandersetzung mit der historischen Situation in der Habsburgermonarchie zur Zeit der Textentstehung, welche für die ausgewählten Texte aus konstitutiv erachtet wird. Besonders in diesen Texten spiele der „deutsch-tschechische Nationalitätenkonflikt“ eine wichtige Rolle, den „Tschechen als drittgrößter Nation kommt dabei eine wichtige Bedeutung“ (16) zu.

Wie Seeling mehrmals versichert, habe sich die Ebner-Eschenbach-Forschung bisher noch zuwenig mit der Frage auseinander gesetzt, „ob und wie sich die Texte der um 1900 anerkannten Schriftstellerin der Habsburgermonarchie mit der Nationalitätenproblematik ihres Landes auseinandergesetzt haben“ (27).¹ Obwohl Seeling der Sekundärliteratur zum Werk Ebner-Eschenbachs insgesamt attestiert, dass ein „biographisierender Zugang zum literarischen Text bisweilen überstrapaziert wird und dass die literarästhetischen Aspekte ihrer Texte bisher nur unzureichend aufgearbeitet wurden“ (46), geht es auch ihr (wohl eher) nicht (oder nur am Rande) darum, diesen literarästhetischen Aspekten nachzuspüren: Vielmehr ortet sie – obwohl es, ausgehend von feministischen Untersuchungen, einige Neubewertungen innerhalb der Forschung gegeben habe, – ein weiteres Forschungsdefizit, „hauptsächlich deshalb, weil sich der programmatische Wechsel von einer feministisch orientierten Literaturwissenschaft hin zu den Gender Studies noch nicht einschlägig bemerkbar gemacht hat“ (47).² Immerhin aber gelte die Ebner-Eschenbach in der bisherigen literaturwissenschaftlichen Forschung aus feministischer Sicht „vom heutigen Standpunkt aus [...] als emanzipiert und an frauenspezifischen Themen interessiert, ohne dass sie selbst

1 Als Ausnahme sei Karlheinz Rossbachers Studie *Literatur und Liberalismus* (Wien 1992) zu nennen, in der er tatsächlich „das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie am Beispiel von Erzählungen Marie von Ebner-Eschenbachs untersucht“ (30).

2 Ein wichtiger Impuls für weitere Arbeiten gehe etwa von der Studie Linda Kraus Worleys (*Plotting the czech lands: Marie von Ebner-Eschenbachs Konstruktionen des Tschechischen*. – In: Kahl, Thede/Vyslonzil, Elisabeth/Woldan, Alois (Hgg.), *Herausforderung Osteuropa. Die Offenlegung stereotyper Bilder*. Wien, München 2004) aus. Das an dieser Stelle von Seeling aufgerufene Zitat lautet: „Ebner, obwohl mit Mähren und Tschechen auf das Engste verbunden, schrieb aus ihrer historisch bedingten Situation heraus. Sie war eine sich als deutsch empfindende, aristokratische Erzählerin der k.u.k. Monarchie. Als solche gravierte sie die bestehenden Stereotypen des Tschechischen in den Tiefenstrukturen ihrer Erzählungen ein. Dabei kamen die positiven Möglichkeiten, die in dem Spiel von Differenzen existieren, nicht zur Sprache.“ (48) Dieses Zitat bringt aber nichts Neues und lässt den Leser ob der spezifischen Impulskraft dieser Studie im Unklaren zurück.

emanzipationspolitisch aktiv gewesen wäre“ (33f). Man habe ihr das wohl mitunter „als Mangel angerechnet und auf ihre Texte übertragen“, dennoch aber seien es vor allem „Arbeiten, die sich der feministischen Literaturwissenschaft verpflichtet fühlten“, gewesen, die dazu beitragen, „das Bild von der gütigen und harmonisierenden Schriftstellerin, das besonders die ältere Forschung proklamiert hat, zu revidieren.“ (34)

Die so häufig beschworene Interdependenz zwischen dem National- und dem Genderdiskurs besteht gemäß Seelings Darstellung insofern, als „der Nationaldiskurs dem Genderdiskurs eingeschrieben ist und umgekehrt“ (17). Als Grundannahme fungiert eine Kernthese (Seeling formuliert diese im Anschluss an Benedict Anderson und Ernst Gellner), die der „aktuellen gendersensiblen Nationalismusforschung“ entstammt: Der Nationalismus stabilisiere und fundamentalisiere die Ungleichheit der Geschlechter. Im Zuge dieser Nationalismusforschung, die eben jene

Interdependenzen von National- und Geschlechterdiskurs aufzeigen konnte und die Geschichte der Nation und Nationalbewegung entlarvt hat als ein[en] Bestandteil in der Produktion von Weltdeutungen, die die Andersartigkeit, den Ausschluß und die Unterordnung von Frauen in der Gesellschaft legitimiert und bis heute reproduziert. (18)

Davon leitet Seeling ab, dass „nationale wie geschlechtliche Identität als kulturelle Produkte in ihrer Prozesshaftigkeit“ untersucht werden müssen und „die Schnittstellen beider diskursiver Ereignisse“ (18) als Hintergrundinformation für die Textanalyse fungieren können (oder müssen). Bevor die Autorin aber auf die (der Arbeit ihren Titel gebende) Verflechtung beider Diskurse eingeht, widmet sie sich der umfassenden Darstellung von einerseits dem National- als auch andererseits dem Geschlechterdiskurs: Die Problematik über Nation zu sprechen, zeigt sich allein an der Definition des Begriffes, die Seeling im Rahmen ihres geschichtlichen Abrisses gibt:

Unter Nation ist ‚keine vorgegebene natürlich, sondern eine sich wandelnde geschichtliche Erscheinung‘ zu verstehen. So unterlag auch der Begriff selbst im Laufe der Zeit einem erheblichen Bedeutungswandel und wird erst seit der Neuzeit in seiner heutigen Bedeutung verwendet. Er steht in seinem modernen Verständnis für ‚eine soziale Großgruppe, die bestimmt wird durch gemeinsame Abstammung, Wohngebiet, Sprache, Religion, Rechts- und Staatsordnung, Kultur, Welt- und Gesellschaftsvorstellungen, Geschichte sowie die Intensität der Kommunikation.‘ (72)

In weiterer Folge werden die Begriffe Kulturnation, später Nationalismus und nationale Identität abgehandelt – man sieht allein an dieser begrifflichen Fülle, wie schwierig es ist, im Rahmen einer solchen Arbeit, die (auch?) eine literaturwissenschaftliche sein möchte, dieser komplexen Debatte gerecht zu werden. Damit sei nicht gesagt, dass Seeling nicht beherzt um eine gut strukturierte Abhandlung bemüht wäre – ihre geschichtlichen Abrisse sind klar formuliert und jedenfalls brauchbar, um sich einen gut lesbaren Überblick zu verschaffen. Ob es sich allerdings dabei wirklich um die nötige Grundlage handelt, um die literärästhetischen Aspekte von Ebner-Eschenbachs Texten nachvollziehen zu können, bleibe allerdings dahingestellt. Absolut notwendig erscheint übrigens

– gerade innerhalb einer solchen Betrachtung – die erst ab Seite 51ff. eingeführte genauere Definition der Bezeichnungen ‚die Tschechen‘, ‚die Deutschen‘, ‚die Österreicher‘, ‚die Deutschösterreicher‘, ‚die Deutschböhmen‘ usw. Bis zu diesem Zeitpunkt herrscht mitunter Verwirrung, welche geographisch lokalisierbare oder soziale Gruppe nun mit „den Deutschen“ oder „den Tschechen“ gemeint seien, zumal auch davon die Rede (gewesen) ist, dass ja das „Deutsche“ „vom Österreichischen nicht getrennt gedacht ist“ (25f.). Nach der Darstellung des Nationaldiskurses wird das Ganze dann übrigens noch komplexer, ab dem Moment nämlich, ab dem der Genderdiskurs (ein)geführt, zusätzlich die Interdependenz zwischen Gender- und Nationaldiskurs (mehrfach wiederholt) beschworen und dieses Bündel in die Ansichten aus der „gendersensiblen Nationalismusforschung“ (vgl. Kapitel 2.3. *Gender und Nation*, 75ff.) eingebettet wird:

Erst in jüngster Zeit wurde die Interdependenz von Geschlecht und Nation durch die sich etablierende Genderforschung, die mittlerweile nahezu alle Fachbereiche für ihren methodischen Ansatz sensibilisiert hat, zum Forschungsgegenstand erklärt. Dabei wurde die ‚gegenseitige Kontaminierung und Gegenkodifizierung‘ beider Diskurssysteme als universell erkannt [...]. Dass die Ungleichheit der Geschlechter in der Nationalismusbewegung fundamentalisiert wurde, hat sich seither zur Ausgangsfrage zahlreicher Untersuchungen auch in der Literatur entwickelt. (76)

Aus der Abhandlung dieses Unterkapitels lässt sich zusammenfassend die These ableiten, dass der Nationalismus, „der immer auch emanzipatorische Tendenzen“ integriere, die „Ungleichheit der Geschlechter“ nicht aufhebe, sondern diese vielmehr fundamentalisiere. Besonders Stereotype spielten innerhalb dieser Prozesse eine wichtige Rolle. Für die von Seeling im praktischen Teil ihrer Arbeit angestrebte Textinterpretation, die die Frage zu beantworten sucht, ob und wie sich die Texte Marie von Ebner-Eschenbachs auf den diskursiven Hintergrund der Geschlechter- und Nationalitätenproblematik beziehen, müssten zuerst noch die „zur Zeit der Textentstehung virulenten Bilder und gängigen Klischees vorab herausgearbeitet werden“ (85f.). Das Unterkapitel 2.4.4. *Auto- und Heterostereotype zwischen Deutschen und Tschechen* hält einige amüsante Be- und Zuschreibungen bereit, die für eine nette Abwechslung im Begriffsdschungel sorgen (auf die aber hier im Detail freilich nicht näher eingegangen werden kann). Interessant erscheint aber dabei die Feststellung, dass „weibliche Attribute [...] in einer Unzahl von antifranzösischen, slawophoben, antisemitischen und rassistischen Texten den als äußeren oder inneren Feinden der Nation geltenden Gruppen zugeschrieben“ (104)³ wurden. Seeling untersucht in der Folge diverse Lexikonartikel, die diese Aussage belegen; als das wichtigste Nachschlagewerk für ihre Frage bezeichnet sie das „von Carl Herloßohn herausgegebene *Damen-Konversations-Lexikon*:⁴ Stereotype seien langlebig und diese Einträge könnten, so

3 Die an dieser Stelle im Original eingefügte Fußnote gibt „Planert: Vater Staat und Mutter Germania, S. 22“ [ein entsprechender vollständiger Hinweis fehlt in der Gesamtbibliographie] als Referenz an.

4 Im *Damen-Konversations-Lexikon* gelten etwa „die Czechen“ als „kräftig, ausdauernd, tapfer, voll Scharfsinn, voll Talent, namentlich für Musik“, als „ein schöner, kräftiger,

vermutet Seeling, „auch für die deutlich später entstandenen Texte Marie von Ebner-Eschenbachs zur Verdeutlichung ihres kulturellen Hintergrundes wichtig sein“ (105).

Kapitel 3-6 widmen sich, wie bereits erwähnt, den vier für die Analyse ausgesuchten Texten Ebner-Eschenbachs. Da es sich beim ersten besprochenen Text *Meine Kinderjahre* um eine autobiographische Schrift handelt, kommt Seeling nicht darum herum, eine Gattungsdiskussion anzureißen, die freilich weder der Komplexität der Autobiographieforschung noch beispielsweise der Problematik des autobiographischen Ich-Sagens – und da hilft auch die Erwähnung von Philippe Lejeunes autobiographischem Pakt nicht weiter (113f. 128) – gerecht werden kann, zumal Seeling dann auch noch auf das (autobiographische) Genderkonzept zu sprechen kommt: „In der Autobiographie stellt das Geschlecht der Verfasserin ein zentrales Thema dar.“ (127) Sie ortet eine im Text *Meine Kinderjahre* eingeschriebene „Kritik am herrschenden Geschlechterdiskurs“, welche sich allerdings „subversiv“ äußere und „durch das Erzählverfahren transportiert“ werde (127f.). Die Sensibilität des Textes für Genderfragen zeige sich besonders „in seinen stilistischen Merkmalen“: So kämen etwa zwei zeitgenössisch diskutierte Weiblichkeitsstereotype als Stilmittel zum Tragen, „nämlich die Frauen als natürliche Charaktereigenschaft zugeschriebene Assoziativität und Infantilität.“ Das (sich assoziierend) „erinnernde Ich“ präsentiere sich im Text – allerdings nur in seiner Oberflächenstruktur – als „durch und durch weiblich“ (131). Allerdings kritisiere der Text den „misogynen Geschlechterdiskurs, der Frauen auf bestimmte Eigenschaften festlegt“, indem er nämlich das „assoziative und der kindlichen Wahrnehmung angepasste Erzählverfahren“ bewusst einsetze, um lediglich „weibliche‘ Geschlechterstereotype“ nachstelle und „durch den literarischen Umgang damit als diskursive Zuschreibungen entlarvt“ (132). Ob es sich allerdings bei der Aussage, das (logischerweise weibliche!) künstlerische Selbstverständnis betreffend – „das remembernde Ich interpretiert also seine Dichtung den Konventionen entsprechend als etwas ‚Weibliches‘, indem es die Kindmetaphorik benützt. Alles wird „sauber und nett in ganz kleine Hefte“ notiert“ (133f.) –, tatsächlich um eine spezifisch weibliche Tugend bzw. verfahrensweise handelt, bleibt jedenfalls zu hinterfragen. Etwas besser nachvollziehbar ist der Abschnitt über die Schilderung der (wohl auch gattungsgesforderten) Krise, in dem das (weibliche) erinnerte Ich implizit quasi „gleiches Recht und gleiche Chancen für alle, für Frauen und Männer“ (135) fordert:

Weil er [Lessing] ein Bub war, ‚durfte‘ er das [Texte in Originalsprache lesen], er ‚mußte‘ sogar Griechisch lernen und Latein [...] Wofür würde ich angesehen werden, wenn ich an-

muskulöser Menschenschlag.“ Auch habe sich der Tscheche die deutschen Tugenden – Geschmeidigkeit, Fleiß, Treue – im Zusammenleben mit den Deutschen erworben. Die „Böhminnen“ gelten als „gute Gattinnen und zärtliche Mütter“, „Sunnit, schwärmerisch, kräftig und feurig in der Liebe“. Über die Bewohner Mährens wird gesagt, sie seien „ein kräftiger Menschenschlag, gutmütig, treu, ehrlich, gastfrei und arbeitssam“. Alle hier genannten Zitate entstammen, wie Seeling 105) angibt, aus: Carl Herloßsohn: Damen-Konversationslexikon. Erlangen 1993. Mikroreproduktion der zehnbändigen Ausgabe Leipzig 1834-38.

fangen wollte, Griechisch und Latein zu lernen? Ganz einfach für verrückt. Ich war ja nur ein Mädchen. Was gehörte sich nicht alles für ein Mädchen! Himmelhoch türmten sich die Mauern vor mir empor, zwischen denen mein Dichten und Trachten sich zu bewegen hatte, die Mauern, die mich umfriedeten. (Herv. i. O.)⁵

Freilich geht Seeling auch auf das nationale Selbstverständnis (und die Interdependenz zum Genderdiskurs) in *Meine Kinderjahre* ein. So wende sich der Text – nicht nur gegen einen „patriarchalen“, sondern (im Verweis auf tradierte Geschlechter- und Nationalstereotype) auch „gegen einen nationalen Chauvinismus, der ‚Männer‘ höher als ‚Frauen‘, ‚den Deutschen‘ höher als ‚den Tschechen‘ oder ‚die Deutsche‘ höher als ‚den Tschechen‘“ (149) stelle. Im Übrigen breche der Text aber mit „Festschreibungen, die mit der nationalen Identität verbunden sind“, so werde beispielsweise der Vater, der tschechischer Abstammung ist, mit ‚deutschen‘ Eigenschaften konnotiert (141). Die „zeitgenössisch etablierten Weiblichkeitsstereotype“ würden als „Konstrukt einer patriarchalen Gesellschaft entlarvt“, dies gelte besonders für den „Bereich der Kreativität, die Frauen aberkannt wird“ (149). Letztlich aber präsentiere sich Marie von Ebner-Eschenbach in ihrem autobiographischen Text „national und kulturell“ als „vor dem Hintergrund einer positiv bewerteten Affinität zu Zdislawitz und der mährischen Heimat“ dennoch verstärkt als „deutsch“ (151), ansonsten aber gelinge es, „beide Nationenbegriffe gleichwertig nebeneinander stehen zu lassen“ (150), wie insgesamt der Text bemüht sei, ein „Plädoyer“ dafür zu sein, „Andersartigkeit und Fremdheit [...] anzuerkennen“ – wohl auch was den Genderstatus betrifft –, diese „positiv zu bewerten und als zusätzliche Chance auch für die eigene Identität zu begreifen“ (150).

Vor dem Hintergrund dieser im Abschnitt über *Meine Kinderjahre* gewonnenen Erkenntnisse, stelle sich nun die Frage, „ob ihren früher entstandenen Erzähltexten ein prodeutscher Erzählimpetus“ zugrunde liege. Die Besprechung der Abschnitte über die zur Analyse ausgesuchten Texte – es sind dies, wie bereits oben angedeutet: *Božena*, *Bertram Vogelweid* und *Mašlans Frau* – zeige allerdings (auf eine detaillierte Schilderung muss hier aus Platzgründen verzichtet werden), so das Resümee der Autorin, dass es zu kurz gegriffen sei, „Marie von Ebner-Eschenbach nur als deutschsprachige Intellektuelle Österreichs“ wahrnehmen zu wollen: Wie die Analyse gezeigt habe, seien *Meine Kinderjahre* vor allem „genderpolitisch“ motiviert, in den Erzähltexten aber sei hingegen

5 Seeling zitiert hier aus dem Text *Meine Kinderjahre*, laut Bibliographie aus der folgenden Textfassung: EBNER-ESCHENBACH, Marie (1989): *Autobiographische Schriften I: Meine Kinderjahre*. Aus meinen Kinder- und Lehrjahren. Kritisch herausgegeben und gedeutet von Christa Maria Schmidt. – In: Dies., *Kritische Texte und Deutungen*. Hrsg. v. Karl Konrad Polheim. Bd. 4. Tübingen.

6 „Der Jahrhundertwechsel stand im Zeichen von Ambivalenz und Umbruch, der Erste Weltkrieg und das Ende der Donaumonarchie begannen sich abzuzeichnen. Die Autorin, der eine schwärmerische Verehrung für Kaiser Franz Joseph nachgesagt wird, muss als Angehörige der deutschsprachigen österreichischen Intelligenz und als Befürworterin der österreichischen Monarchie betrachtet werden. Sie hat in deutscher Sprache und für ein deutsches Publikum geschrieben.“ (270)

der „nationalpolitische Bedeutungshintergrund sehr viel deutlicher und ambiguitiver [...] eingeschrieben“ (266): So könne etwa *Bertram Vogelweid* (auch) als „selbstironische Auseinandersetzung mit der eigenen Nationalität“ (268), die Geschichte des Ehepaares in *Mašlans Frau* (auch) als „Antwort auf den in die Monarchie beherrschenden Nationalitätenkonflikt“ gelesen werden: Hier werde das Verhältnis zwischen der deutschen und der tschechischen Nation „am Beispiel einer Paarbeziehung diskutiert, wobei deutsche Autostereotype auf die slawische Protagonistin übertragen werden, um ihre sittliche Stärke zu demonstrieren und die tradierten Geschlechterdichotomien aufzubrechen“ (268). In *Božena* würden der Nationaldiskurs anhand der widerspruchsvollen Beziehung zwischen deutscher und tschechischer Nation bzw. die Zusammenhänge von Eigenem und Fremdem „inhaltlich an dem Verhältnis der tschechischen Magd Božena mit den deutschen Protagonisten diskutiert“ (189f.).

Allen in dieser Arbeit untersuchten Texte, so lässt sich auch in Seelings Schlussbetrachtung zusammenfassend nachlesen, würden auf den gender- und nationalpolitischen Kontext der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert reagieren und seien somit „ästhetische Zeugnisse der Instabilität ihres Zeitalters“ (270). Die abschließende Bemerkung ließe sich eigentlich auf viele Texte beinahe jedes beliebigen Autors des (poetischen) Realismus anwenden. Die Texte besitzen

eine kulturpolitische Relevanz und reagieren auf die lebensweltliche Komplexität der gesellschaftlichen Prozesse und Diskurse mit spezifischen, ‚realistischen‘ Schreibweisen verpflichteten ästhetischen Verfahren. Sie zeigen, wie komplex die Verhältnisse sind, ohne dass sie den Anspruch erheben, für die daraus resultierenden gesellschaftlichen Probleme und Konflikte Lösungen anbieten zu können. (270f.)

Ohne die (text-)analytische Arbeit oder das Bemühen von Claudia Seeling schmälern zu wollen – tatsächlich weist sie in ihrem textanalytischen Abschnitt auf einige interessante Momente, die sie aus den Texten isoliert, hin – bleibt man auch nach eingehender Lektüre dieses Buches ratlos zurück: Was haben wir wirklich daraus gelernt? Zwar eine ganze Menge Begrifflichkeiten und Termini, die herangezogen wurden, um im Zuge der genannten National- und Genderdiskurse mithalten zu können; meines Erachtens aber nichts, was das Leseerlebnis von Marie von Ebner-Eschenbachs Texten verstärken oder spannender machen würde. Viel eher entstand der Eindruck, dass es den Erzählungen besser bekommen würde, wenn sich ihnen deren Leser unvoreingenommen und neugierig nähern würden, um sich nicht den eigenen natürlichen und frischen Zugang zur sanften und klugen Erzählweise der großen (österreichischen) deutsch-mährischen Autorin verstellen zu lassen.

Birgit M. Feierl

Barbora ŠRÁMKOVÁ: *Max Brod und die tschechische Kultur*. Wuppertal (Arco) 2010, 406 Seiten und 6 Abb.

Gaëlle VASSOGNE: *Max Brod in Prag: Identität und Vermittlung* (Conditio Judaica, 75). Tübingen (Niemeyer) 2009, 366 Seiten.

Max Brod, den die germanistische Forschung lange Zeit vor allem als engsten Freund und Nachlassverwalter Kafkas und Herausgeber von dessen Werken wahrnahm, erweckt in letzter Zeit mit seinen eigenen Arbeiten Interesse. Hier von zeugen zwei Dissertationen, die sich mit kontextuellen Fragestellungen dem Werk Max Brods nähern. Barbora Šrámková analysiert Max Brods Beziehung zur tschechischen Kultur, Gaëlle Vassogne betrachtet dagegen den weiteren kulturpolitischen Kontext, wobei beide Arbeiten den Aspekt der Kulturvermittlung akzentuieren.

Ausgehend von den bohemistischen Traditionen des 19. Jahrhunderts betrachtet Šrámková die charakteristische Rolle der Prager deutschen Autoren im Allgemeinen, Max Brods im Besonderen, denen es weniger um Integration als um Vermittlung ging und die ein Konzept der Distanzliebe (der Begriff stammt aus Brods Roman *Die Frau, die nicht enttäuscht*) als Kontextmodell entwickelten. Allerdings stellt sich hier die Frage, ob nicht doch Integration intendiert war, die aber nach 1918 mit der Gründung eines tschechoslowakischen Nationalstaates partiell verweigert wurde, was man an einer Reihe von Texten aus dem Umfeld der Prager deutschen Autoren ablesen kann, die auf ein gescheitertes Koexistenzmodell verweisen. Hier sei nur an die Umfrage *Warum haben Sie Prag verlassen?* in der *Bohemia* und im *Prager Tagblatt* erinnert.

Ziel der Arbeit ist es laut Aussage der Verfasserin, die „bisher unbekanntem Beziehungen Max Brods zu tschechischen Künstlern und Schriftstellern“ sowie „Brod's journalistische Arbeit über Themen aus dem tschechischen Kultur- und Gesellschaftsleben“ zu erforschen (27). Sehr sachkundig setzt sich Šrámková mit dem Komponisten und Musikkritiker Max Brod auseinander, dessen Wirkung in der Durchsetzung Leoš Janáčeks gipfelte: Brods Aufsatz *Tschechisches Opernglück* in der Berliner *Schaubühne* „war der erste Schritt zu Janáčeks internationalem Erfolg“ (77). Ein guter Überblick, bei dem man sich lediglich einen etwas kritischeren Blick auf den Kontrahenten Zdeněk Nejedlý (44, 62) gewünscht hätte, ein nicht nur musikwissenschaftliches Leitfossil der tschechischen Kulturszene. Ebenfalls fundiert herausgearbeitet werden die Beziehungen Max Brods zur tschechischen Literatur, wobei die Verfasserin anhand bisher unveröffentlichter Briefe schon frühe Kontakte zum Kreis um die *Moderní revue* belegen kann. Als eher marginal erscheint dagegen die Wahrnehmung der tschechischen bildenden Kunst. Nach dieser Analyse der Beziehungen Max Brods zur tschechischen Kultur wechselt die Verfasserin die Perspektive und beleuchtet Max Brod im Spiegel der tschechischen Kritik, wobei seine Tätigkeit als Musikkritiker und Publizist, als Übersetzer und Bearbeiter von Opernlibretti u. a. musikalischen Texten sowie als Dichter und Komponist im Zentrum des Interesses standen. Neben einer Betrachtung von Brods kulturpolitisch-historischer Essayistik

gelingt es der Arbeit, ihn sowohl als wichtigen Förderer der tschechischen Kultur über die bekannten Beispiele Janáček und Hašek hinaus zu präsentieren als auch ihn als Prager Autor zu verorten, der im Werk immer wieder der Heimatstadt literarisch Reverenz erwieh.

Ausgehend von gängigen Prag-Metaphern einer polemischen Grenzstadt bzw. einem dreifachen Ghetto nähert sich Gaëlle Vassogne der Identitätsproblematik des Prager Kreises im Allgemeinen, Max Brods im Besonderen, für die sich nach Johannes Urzidil vier Einflussfaktoren als prägend erweisen: das Deutschtum, das Tschechentum, das Judentum und das Österreichertum. Somit geht es für die Gruppe der Prager deutschen Autoren immer auch um eine Positionierung zwischen Deutschen und Tschechen, zwischen Assimilation oder Affirmation des Judentums (10). Ausgehend von der These einer engen Rückbindung des Prager Kreises an die politischen, kulturellen und sozialen Kontexte nähert sich die Verfasserin Max Brod als einer Person, die sich „durch die Literatur zu definieren sucht.“ (18) Es seien gerade die Werke, die durch ihre „Verschiedenartigkeit und Vielfalt dem Künstler dazu verhalfen, seine eigene Identität zu entwickeln.“ (15) Diese Identitätssuche Brods verläuft zunächst über die Schopenhauer-Rezeption, an die sich Brods Indifferentismus anschließt, bis er dann kurz vor dem 1. Weltkrieg das Judentum für sich entdeckt und in Auseinandersetzung mit Martin Buber und Hugo Bergmann seine „Philosophie der Mitte. Nicht der Mittelmäßigkeit“ entwickelte (85). Brod entwickelt dabei das Konzept des Nationalhumanismus als eine Form des kulturellen Zionismus, eine Art gereinigter Nationalismus. Mit dieser zionistischen Wende liefert das Judentum die Grundlage für Brods Identität, was die Verfasserin anhand der Auseinandersetzungen mit wichtigen Theoretikern des Zionismus genauso nachweist wie mit Brods aktiver politischer Rolle in der Tschechoslowakei. Allerdings zeigen sich bei Brod gewisse unpolitische Züge, sei es in der affirmativen Betrachtung des Kommunismus, Grundlage ist hier eine Russlandreise 1935, sei es in dem vergeblichen Versuch, in einen intellektuellen Diskurs mit dem aufkommenden nationalsozialistischen Antisemitismus einzutreten. Brods Konzept eines Nationalhumanismus, das den Nationalismus substituieren soll und das in Form eines kulturellen Zionismus verstanden wird, erweist sich angesichts radikalen totalitären Denkens als nutz- und hilflos. Brods ‚Verteidigung der Mitte‘, mit der auch die neutrale Mittelstellung der Juden zwischen Tschechen und Deutschen postuliert wird, kann unter demokratisch-rechtsstaatlichen Bedingungen funktionieren, unter totalitären sicher nicht. Diesem Scheitern im Politischen stellt die Verfasserin die erfolgreiche kulturelle Vermittlungstätigkeit im letzten Teil der Arbeit entgegen. Ausgehend von der Erfindung des Prager Kreises durchaus mit Monopolisierungsambitionen, wie man sie im Falle Franz Kafkas, aber auch Jaroslav Hašeks beobachten kann, erscheint die kulturelle Vermittlungstätigkeit als Instrumentalisierung im Hinblick auf das eigene Werk oder, wie im Falle Gustav Mahler, im Hinblick auf die zionistische Integration von Kunst und Musik. Die Verfasserin konstatiert aber auch Phänomene des Kulturtransfers, wenn Brod wie bei Janáček die Libretti nicht nur übersetzt und in den deutschen Sprachraum vermitteln, sondern diese den „Kenntnissen und

der Kultur des deutschen Publikums“ anpasst (220), diese also aus dem tschechischen Codesystem in das deutsche überträgt. Hiervon ausgehend wird Brods Konzeption von Kritik analysiert, die in den Dienst des Vermittlungsprogramms gestellt wird, um „das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Nationen“ in der Tschechoslowakei herzustellen (226), wobei sich, insbesondere nach 1933, Brod als ein unpolitischer Intellektueller erweist, der sich zwar der politischen Umwälzungen bewusst war, deren Gefahren aber lange unterschätzte.

Beide Arbeiten werfen einen fundierten Blick auf Max Brod im kulturellen Kontext der Zeit. Anzuregen wäre im Falle Šrámková allerdings eine stärkere theoretische Rückkoppelung, z. B. mit Ansätzen der Rezeptionstheorie, im Falle Vassogne im Hinblick auf die Identitätsproblematik eine Ergänzung der Kulturtransferansätze durch alternative Konzepte, die gerade auch im Hinblick auf die Prager deutsche Literatur eingesetzt wurden (s. die Besprechung *Zwischen den Kulturen. Deutsches, Tschechisches und Jüdisches in der deutschsprachigen Literatur aus Prag*, in: *brücken* N.F. 16). Die Möglichkeiten der kritischen Diskursanalyse bleiben in beiden Arbeiten leider ungenutzt. Diese kritischen Einwände sollen aber nicht den Wert der beiden Arbeiten schmälern, mit denen Max Brod eine wichtige Neubewertung erfährt.

Steffen Höhne

Ludwig Winder (1889-1946) und die Prager deutsche Literatur. Erste vollständige Bibliographie zum Werk Ludwig Winder. Zusammengestellt, kommentiert und herausgegeben von Patricia-Charlotta Steinfeld. Dettelbach (J.H. Röll) 2010, 284 Seiten.

Eine Bibliographie der vielfältigen Artikel Ludwig Winders zu erstellen – allein für die Bohemia werden 2641 Artikel vermerkt –, ist zweifellos ein löbliches Unterfangen, war Winder doch neben seinem umfangreichen literarischen Werk nicht zuletzt durch seine langjährige Tätigkeit im Feuilleton der Prager *Bohemia* in die literatur- und kulturpolitischen Diskurse seiner Zeit eingebunden.

Leider, dies ist vorab zu konstatieren, ist die vorliegende Bibliographie sehr mangelhaft. Schon ein flüchtiger Blick auf die bibliographisch erfassten Texte Winders verzeichnet eine immense Anzahl an Fehlern auf unterschiedlichen Ebenen. Noch nachzusehen sind die ärgerlichen Tippfehler, die durch eine präzise Korrektur sich aber leicht hätten vermeiden lassen.

Schwerwiegender erscheinen Transkriptionsfehler, die auf fehlende Sachkenntnisse verweisen. Hier eine gleichwohl nicht vollständige Blütenlese: „Gustav Meyering“ und „Meyring“ (statt Meyrink, 17); „Max Pirkor“ (richtig: Pirker, 55); „Max Kroll“ (richtig: Krell, 55); „Miko Jelusich“ (richtig: Mirko, 73); „Prager Tageblatt“ (richtig: *Prager Tagblatt*, 76); „Leo Glezak“ (richtig: Slezak, 94); „Erinnerungen an Matt hart“ (selbstverständlich Mata Hari, 95); „Der Weiberteufel“ (gemeint ist Karl Schönherr's *Weibstiefel*, 96); „Austritt der Altpolen aus dem Polenkleid“ (richtig: Polenklub, 97); „Vortrag Biertels über das Theater“ (gemeint ist: Berthold Viertel, 99); „König Ricolo“ (gemeint ist Frank Wedekinds *König*

Nicolo, 114); „Cantida“ (richtig: Candida, 132); „Freundlich – luftlos – schwach“ (richtig: lustlos, 132); „Schön war er – und das war ihr Berderben“ (richtig: Verderben, 136); „A. M. Fren“ (richtig: Frey, 142); „Florian Gener“ (richtig: Geyer, 143); „Tagebuch Evelyn Fürstin Blucher“ (richtig: Blücher, 150); „Kolbenmeyer“ (gemeint ist: Kolbenheyer, 167); „Fudas Durchgängerin“ (gemeint ist das Lustspiel von Ludwig Fulda); „Schreijvogl“ (richtig: Schreyvogel, 169); „Ackestis und Ollapoetrida“ (richtig: Alkestis und Ollapotrida, 171); „Gyes und sein Ring“ (richtig: Gyges, 173); „Amphitriion“ (richtig: Amphitryon, 173); „Georg von der Bing“ (richtig: Georg von der Vring, 173); „Ottokar von Winieky“ (richtig: Winicky, 177); „Ossio Schubib, Monsieur Pael“ (gemeint ist: Ossip Schubin, *Monsieur Paul*, 179); „N. Weiß, Franz Zlui“ (gemeint ist Ernst Weiß *Franta Zlin*, 181); „Felix Slatens“ (richtig: Salten, 187); „Hans Regina Nalk“ (gemeint ist Hans Regina von Nack, 191); „Leonhard Franiki, Hifnagel“ (richtig: Leonhard Frank, Hufnägel, 191); „Etzelandergast“ (gemeint ist Jakob Wassermanns *Etzell Andergast*, 196); „Erik Graf Wichenberg“ (richtig: Erik Graf von Wickenburg, 203); „Johannes Schaf“ (richtig: Schlaf, 203); „Das Urbild des Sherlock Holes“ (richtig: Holmes, 211); „Schnitzer“ (richtig: Schnitzler, 213); „Schicksalskomödie um Paul Hense“ (gemeint ist: Heyse, 217); „Robert Suadek“ (richtig: Saudek, 217); „Hoch klinggt“ (richtig: klingt, 220); „Boskovec in Werich“ bzw. „Boslover und Werich“ bzw. „Boskoves und Werich“ (gemeint sind Jiří Voskovec und Jan Werich, 225, 244, 248); „Sona Morgenstern“ (richtig: Soma, 234); „Johanna Santara“ (richtig: Sanzara, 235); „Baumeister Solnetz“ (gemeint ist Henrik Ibsens *Baumeister Solnefs*, 237); „Walter Siedl“ (richtig: Seidl, 238); „Otto Stoeckl“ bzw. „Otto Stoeffff“ (richtig: Stoessl, 238, 248); „Franisék Bavrel“ (richtig: František Zavřel, 242); „Berneil Leuchtbrunnen“ (gemeint ist Henri Verneuels *Leuchtbrunnen*, 245). Mag sich auch der ein oder andere Tippfehler eingeschlichen haben, so lässt sich doch der Verdacht nicht von der Hand weisen, dass die Verfasserin die in Fraktur gesetzten Texte der *Bobemia* nicht richtig, geschweige denn zuverlässig lesen bzw. dechiffrieren konnte! Nichtsdestoweniger hätte sie auch für schwer lesbare Texte bei entsprechenden Kenntnissen aus dem allgemeinen kulturellen Milieu attribuieren, im Zweifelsfalle auch einmal in ein Lexikon schauen können, um derart eklatante Fehler zu vermeiden.

Auch in der äußerste lückenhaft erfassten Sekundärliteratur reihen sich die Fehler aneinander. Der Aufsatz *Zur Geschichte und Vorgeschichte der Prager deutschen Literatur des expressionistischen Jahrzehnts* wird fälschlich Eduard Goldstücker zugeschrieben, Verfasser ist hier Kurt Krolop (282). Die Zeitschrift heißt *Witiko* (nicht Wittiko, 282), beim Eintrag zu Michel Reffet ist offenkundig im Titel etwas durcheinander geraten (283), beim Eintrag zu Jennifer Taylor stimmen die Seitenangaben des Beitrags nicht (284). Nicht erfasst in der „ersten vollständigen Bibliographie“ ist ferner eine Reihe von einschlägigen Arbeiten zu Winder, darunter auch Monographien!¹

1 Auf den ersten Blick und ohne Anspruch auf Vollständigkeit und ohne Rezensionen und Nachwörter sind dies: Klaus Nürnberger (1996): Ein Plädoyer für die Vernunft. Der Thronfolger (1937). – In: Marcel Reich-Ranicki (Hg.), *Romane von gestern – heute gelesen*. Bd. 3. Frankfurt/M.: Fischer, 142-153; Wolfgang Müller-Funk (1999): Die grenzenlose

Hinzu kommen eine Vielzahl an Kontextfehlern bzw. an historischen Ungenauigkeiten: Eine Rätsel bleibt, wieso die Prager deutschen Autoren schon seit 1937 Exilautoren sind (18). Bei Josef Stern, der nachweislich noch in der zweiten Hälfte der 30er Jahre gelebt hat, ist das Todesdatum falsch (20), Paul Kisch war nicht der jüngere Bruder von Egon Erwin, sondern zwei Jahre älter (21), die Erzählung Winders hat nichts mit dem Turnvater Jahn zu („Turnvater Pravda“; 77), sondern heißt richtig *Turnlehrer Pravda*. Bei der tschechischen Übersetzung des Franz-Ferdinand-Romans *Der Thronfolger* ist kein Übersetzer angegeben, der tschechische Titel auf abenteuerliche Weise wiedergegeben. Die Verlagsangabe der russischen Übersetzung auf Seite 71 ist fehlerhaft. Der Aufsatz *Die Aufgabe der Deutschböhmisches Schriftsteller* ist nicht am 21. August, sondern am 21. April 1945 veröffentlicht worden (82). Die Angabe „Ludwig Winder (Prag, Stockhargasse 3, Bohemia Redaktion)“ lautet richtig: Stockhausgasse!

Völlige Unkenntnis von der tschechischen Kultur und Literatur verraten Formulierungen zu „Karel Capek [sic!]“ in Fußnote 28: „Er ist einer der populärsten tschechischen Schriftsteller. Nach und nach wird er wieder zum Leben erweckt und seine schriftstellerische Qualität geschätzt.“ (23) Ähnlich verwegene Satzbaukonstruktionen finden sich auch an anderer Stelle: „Trotz der Ermordung vieler Prager Juden durch die nationalsozialistische Schreckensherrschaft gelingt einigen Autoren die Flucht.“ (18) Man darf der Autorin zugute halten, dass wohl nicht die Flucht der Ermordeten gemeint ist.

Was die Verfasserin auf Seite 87 in Fußnote 74 für sich in Anspruch nimmt, dass „jeder dieser Artikel inhaltlich und sprachlich erfasst“ wurde, „um sicher zu stellen, dass es sich um Winders ‚Handschrift‘ handelt“, muss somit angesichts unzähliger sachlicher Fehler bezweifelt werden.

Hinzu kommen Angaben, die die Verfasserin – ohne dies zu erwähnen – nur aus der Monographie von Kurt Krolop (1967), *Ludwig Winder (1889-1946). Sein Leben und sein erzählerisches Frühwerk. Ein Beitrag zur Geschichte der Prager deutschen Literatur*, entnommen haben kann. Dies betrifft insbesondere die Aufnahme der Widmungsexemplare an Winder von Max Brod, Richard Dehmel (271) und Albert Wesselski (273).

Lust an der Macht. Ludwig Winders ‚Die nachgeholten Freuden‘ (1927) als literarisches Lehrstück einer Theorie der Macht. Handlungskern und Indizien. – In: *Mährische deutschsprachige Literatur. Eine Bestandsaufnahme*. Olomouc, 129-147; Arno A. Gassmann (2002): *Lieber Vater, lieber Gott? Der Vater-Sohn-Konflikt bei den Autoren des engeren Prager Kreises (Max Brod – Franz Kafka – Oskar Baum – Ludwig Winder)*. Oldenbourg: Igel; Ida Reif-Spirek (2005): *Von Habsburg zu Heydrich. Die mitteleuropäische Krise im Spät- und Exilwerk Ludwig Winders*. Wuppertal: Arco; Wolfgang Müller-Funk u. Clemens Ruthner (2006): *Dystopien im Kontext des Habsburgischen Mythos*. Joseph Roth, Ludwig Winder. – In: *Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien*. Hg. v. Arpád Bernáth, Endre Hárs, Peter Plener. Tübingen: Francke, 107-124; Jörg Thunecke (2006): Das fehlende Kapitel. Anmerkungen zur vollständigen Fassung von Ludwig Winders Roman ‚Die Pflicht‘. – In: *Exil* 26/2, 50-66; Jindra Broukalová (2008): *Ludwig Winder als Dichter der menschlichen Seele und der Wirklichkeit. Ein Beitrag zur Betrachtung des Romans ‚Der Thronfolger. Ein Franz Ferdinand Roman‘ im Kontext des erzählerischen Werks seines Verfassers*. Prag.

Angesichts zahlreicher Fehler, und das ist das eigentlich Ärgerliche, relativiert sich der Gebrauchswert der Bibliographie – denn wie soll man sicher sein, dass die übrigen Angaben korrekt sind, zumal die Rezensenten z. B. die *Bohemia* nicht Ausgabe für Ausgabe zur Korrektur durchgehen können – und damit dann gleich eine neue Bibliographie vorlegen!

Auch wenn laut Selbsterklärung die Verfasserin seit „Mitte der Achtziger Jahre [...] die Phänomene des ‚Prager Kreises‘ und seine Auswirkungen auf die Weltliteratur“ erforscht zu haben meint (37), so muss leider konstatiert werden, dass sie weder in kulturhistorischer noch in literaturwissenschaftlich-philologischer Hinsicht über die notwendigen Kenntnisse verfügt und mit der Erstellung der vorliegenden Bibliographie vollkommen überfordert war. Dem Verlag aber sei empfohlen, möglichst rasch eine zweite, verbesserte Auflage in Auftrag zu geben.

Kurt Krolop und Steffen Hühne

GERMANOSLAVICA. Zeitschrift für germano-slawische Studien 20/1 (2009). Sonderbest: Josef Mühlberger (1903-1985).

Alle Toten kennen sich
 nur einer liegt dort
 der war fremd
 und darf doch bleiben
 wegen der Aussicht
 die er geliebt
 (Gerd Kolter, Bärenbach, Friedhof)

Fast müsste man sagen „...blieb fremd“, denn Josef Mühlberger kennen – außerhalb der Leserschaft der *brücken* und der *Germanoslavica* – heutzutage selbst manche Germanisten nicht mehr, wenn diese nicht gerade Spezialisten für deutschböhmisches oder tschechische Literatur sind. Von Deutschlehrern oder Schülern ganz zu schweigen...

Sudetendentscher Schicksalsweg hieß ein 1976 erschienenes Buch des aus Trautenuau stammenden Dichters, Essayisten, Publizisten und Übersetzers Mühlberger, der 1945 aus seiner Heimat „ins Paradies vertrieben“ wurde (wie er selbst einmal gesagt hat), nämlich ins baden-württembergische Eislingen, wo er 1985 starb.

Der erwähnte Titel könnte auch über dem gesamten Leben des Autors stehen, der heute ebenso am Rand der breiteren öffentlichen Aufmerksamkeit liegt wie die literarische Landschaft, der er entstammt. Daran ändern auch die Aktivitäten der Adalbert-Stifter-Gesellschaft oder die einzelner Germanisten, nicht zuletzt die Arbeiten Michael Bergers und Peter Bechers, wenig, die seit über 20 Jahren versuchen, Mühlberger und dessen umfangreiches Œuvre dem Vergessen zu entreißen. Und auch die von Tina Strohecker und Susanne Lange-Greve initiierten, mit eigenen Beiträgen bereicherten Eislinger „Mühlberger Tage“ – der achte fand im letzten Jahre statt – sind zwar gut besuchte Veranstaltungen, doch

dringen sie wohl kaum über die Region hinaus (zu den Mühlberger-Tagen s. Tina Stroheckers Aufsatz, 21-24).

Die „Brache“ [...] von deren Umfang Mühlbergers Literaturgeschichte einen Eindruck vermittelt“ – so Elke Mehnert in ihrem Beitrag *Mühlberger als Literaturhistoriker* (61-67), bewohnt der nun erneut geehrte und entdeckte Schriftsteller also selbst.

Umso verdienstvoller ist die Idee von Helena Ulbrechtova und Siegfried Ulbrecht, 25 Jahre nach Mühlbergers einsamen Tod in Eisingen eine ganze Nummer der *Germanoslavica* der Würdigung und kritischen Einschätzung des deutschböhmischen Autors einzuräumen. In den Namen der hier versammelten Autorinnen und Autoren wird das wissenschaftliche, publizistische und künstlerische Netzwerk deutlich, das sich seit langem Mühlberger angenommen hat. Die in der Zeitschrift versammelten Beiträge entstammen zum Teil Vorträgen auf den erwähnten „Mühlberger-Tagen“. Es finden sich Gedichte neben Essays, wissenschaftliche Analysen neben persönlichen Reminiszenzen. So entsteht ein facettenreiches Bild des Autors Mühlberger, einiger seiner Werke sowie seines Lebens im unfreiwilligen Exil der Bundesrepublik.

Sichtbar wird ein „Grenzbewohner und Grenzgänger“ (so Mühlberger über sich selbst), dessen wohl wichtigste Schaffensperiode in die besonders problematische Zeit deutsch-, sudetendeutsch¹-tschechischer Konfrontationen während der europäischen Zwischenkriegszeit fällt. Diese politisch-kulturell spannende wie fatal gespannte Epoche drängte Mühlberger in eine Rolle hinein, mit der er bis heute berühmt wurde und erinnerungswürdig bleibt – in die des Vermittlers zwischen Deutschen und Tschechen, zwischen deutscher und tschechischer Kultur, wobei ihm die Literatur zunächst am Herzen lag. Mühlbergers Vatersprache war Deutsch, „die der Mutter habe ich erst spät gelernt, um sie vollkommen zu beherrschen. Aber die Sprache ihres Herzens habe ich von klein auf gelernt, die Achtung vor jedem anderen Volk.“ (so der Autor in seiner Autobiographie *Eine Kindheit in Böhmen*)

Das könnte zwar eine nachträgliche Selbststilisierung sein, denn der junge Prager Student Mühlberger war 1923 einer der Führer des Jungvölkischen Bundes – gemeinsam übrigens mit Wilhelm Pleyer, der ihn später so gnadenlos bekämpft und öffentlich demontiert hat. Doch letztlich erscheint dies als Episode, die vor denjenigen publizistischen Aktivitäten liegt, denen sich Steffen Höhne in einem umfangreichen Aufsatz zuwendet. Dieser skizziert *Josef Mühlbergers (1920-1931) ‚Witiko‘ im Kontext böhmischer Ausgleichsversuche* (39-59) und kontextualisiert damit auf überzeugende Weise eine wichtige Periode im Leben des jungen Mühlberger. Diese ambitionierte Zeitschrift, in gewisser Weise eine stärker künstlerisch akzentuierte Fortsetzung der *Deutschen Arbeit* August Sauers, musste im aufgeheizten Klima radikalierter Nationalitätenkämpfe scheitern, vor allem an der Haltung der „Sudetendeutschen“ und deren völkischer Radikalisierung selbst. Man wundert sich (auch noch nach der Lektüre von Höhnes Aufsatz) wie es der dialogorientierte, um Vermittlung und Ausgleich bemühte Mühlberger in der eigenen Redaktion des *Witiko* ausgehalten hat – neben den kulturkämpferischen Völkischen Johannes Stauda und Otto Kletzl. Deren

weltanschauliche Ausrichtung und literarischer Geschmack lagen weit entfernt von denen Mühlbergers, der Kafka druckte und Brod, wie überhaupt die Prager deutsche Literaturszene insgesamt schätzte und im *Witiko* zu Wort kam. – Mühlbergers Kafka-Bild und -lektüre, seine „Sympathie, seine Empathie für Franz Kafka“ (69) werden von Hans Dieter Zimmermann knapp und treffend in einem eigenen Beitrag skizziert (69-79).

Allein vier Beiträge des vorliegenden Sonderhefts widmen sich einem in jeder Hinsicht lebensbestimmenden Thema Mühlbergers, seiner Idee und Vision von Liebe, die – neben der Hinwendung zu Heimat und Natur – dominanten Signatur zahlreicher Novellen und Romane. Während sich Tina Strohecker, aus der Position der Werkkennerin, Dichterefreundin und ideellen Nachlassverwalterin eher einführend-sympathetisch (und durchaus sympathisch) der *Liebe im Werk von Josef Mühlberger* nähert (87-103), dekonstruiert auf hohem theoretischen Niveau Lukas Motycka das „Erotik-Konzept Josef Mühlbergers“ unter dem provokanten Titel *Gier, Lust und Andacht* (105-124).

Die in beiden Analysen zitierten Werkauszüge Mühlbergs zeigen, dass dieser in der Lage war, auf hohem literarischen Niveau, anspielungsreich und camouflierend, seine eigenen erotischen Sehnsüchte und Utopien, verstellt im Liebesleid und der Erfüllung seiner Protagonisten, zu inszenieren. Zugleich aber wird – wohl eher unfreiwillig – deutlich, dass Mühlberger nicht nur im „Homo-Kanon“ (so Strohecker) der Weltliteratur zu Hause war, sondern bisweilen auch dem „Homo-Kitsch“ sehr nahe kam. In jedem Falle dürften Pathos, Sprachgewalt und Bilderreichtum des Mühlbergerschen Sprechens über Liebe es heutigen Lesern nicht leicht machen, ihm nahe zu kommen. Gerade Motyckas Interpretation jedoch zeigt, wie lohnend dies wäre.

Wolfgang Popp vergleicht Mühlbergers, dessen frühen Ruhm begründende Erzählung *Die Knaben und der Fluß* mit Josef Holubs *Der rote Nepomuk* (125-134). In beiden Texten geht es um Jungenfreundschaften, wobei Holubs Version die bei weitem politischere ist, denn die Beziehung seiner Protagonisten fungiert als Gegenkonzept zur zeitgenössischen Feindschaft zwischen Tschechen und Deutschen. Mühlberger hingegen lässt das Schicksal seiner Protagonisten in der böhmischen Landschaft, also der Heimat, sich vollenden. Er individualisiert und idyllisiert folglich stärker.

So persönlich wie das Sonderheft mit Erinnerungen Friedhelm Röttgers an seine Begegnungen mit Mühlberger begann (*Mich weht kalt die Zukunft an*, 11-24), so empathisch endet es auch – mit der *Partitur eines Vortrags* von Jose F. A. Oliver (135-149), den dieser auf den Mühlberger-Tagen 2007 gehalten hat.

Dahingestellt sei, ob die „Mühlberger-Tage“ oder dies Sonderheft der *Germanoslavica* eine kleine Mühlberger-Renaissance begründen helfen. Dass sich eine Re-Lektüre mancher Texte des böhmischen Autors in jedem Falle auch heute noch lohnt, hat mit der Aktualität von Ideen zu tun, die das Antlitz des heutigen Europa – Gott sei Dank allerdings weitgehend ohne Krieg – prägen und oftmals regelrecht entstellen.

Was ich meine, ist auf der ersten Seite von Mühlbergers Buch *Zwei Völker in Böhmen* nachzulesen: „Soll also noch einmal von nationalen Belangen die Rede

sein? Haben wir das Kapitel des Nationalen nicht längst abgeschlossen, sind wir nicht auf dem Weg, Europäer zu werden und Menschen schlechthin? Gehört das Nationale nicht längst zum alten Eisen? Eine solche Meinung entspringt einem Wunschdenken, das der Wirklichkeit nicht entspricht, denn das Nationale ist, weil missverstanden, noch immer virulent und militant wirksam, ob wir das wollen oder nicht.“

So wäre denn der Wunsch auf Frieden und Freundschaft zwischen den Völkern das wesentliche politische Vermächtnis Mühlbergers, dessen Dichterexistenz allerdings auf die Rolle eines *praeceptor Europae* nicht verkürzt werden sollte.

Justus H. Ulbricht

Anja TIPPNER: *Die permanente Avantgarde? Surrealismus in Prag*. Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2009, 325 Seiten.

Lag bei bisherigen Arbeiten und nach 1989 veranstalteten Ausstellungen über den tschechischen Surrealismus der Schwerpunkt auf der Zwischenkriegszeit als der Zeit, die der historischen europäischen Avantgarde zugewiesen wird, so gilt das Interesse Anja Tippners vor allem dem Fortdauern, der Dauerhaftigkeit des Phänomens Surrealismus im tschechischen Kontext, wo es heute noch „eine der größten surrealistischen Gruppen auf der Welt“ (9) gibt. Der Haupttitel, *Die permanente Avantgarde?*, wirft die zentrale Frage auf, die sämtliche Überlegungen der Autorin begleitet: Wie kann der Begriff ‚Avantgarde(n)‘ jenseits zeitlicher, progressiver Kategorien adäquat(er) gefaßt werden bzw. wie ist er vereinbar mit der Kontinuität, durch die sich der Surrealismus gegenüber anderen Avantgardeströmungen auszeichnet?

Die Untersuchung ist in vier große Abschnitte untergliedert. Unter der Überschrift ‚*Kollektives Abenteuer Surrealismus: Zur künstlerisch-sozialen Praxis der Prager Gruppen von den 1920er bis in die 1990er Jahre*‘ wird der Surrealismus zunächst als soziokulturelle Erscheinung betrachtet, indem er als Gruppenbewegung und Lebenseinstellung in den Fokus genommen wird. Die Kontinuität der Gruppe, die seit 1934 besteht und es dennoch sieben Jahrzehnte – dank ihrer langjährigen Existenz an der Grenze der Legalität und damit verbundenen Unmöglichkeit, ihre reiche theoretische und metatheoretische Produktion einem breiteren Rezipientenkreis zugänglich zu machen oder, wie Tippner schreibt, dank ihrer Fremd- und Selbstmarginalisierung (56) – geschafft hat, weder institutionalisiert noch musealisiert zu werden, macht deutlich, dass der tschechische Surrealismus kein ‚bloßes Projekt‘ der Avantgarde unter anderen ist, sondern dass er sich in einem ununterbrochenen Prozess schöpferischer Anverwandlung der avantgardistischen Tradition befindet, durch den er sich ständig neu seiner selbst versichert. Deshalb lässt sich das Vorgehen der Surrealisten am besten mit Reflexion, Reinterpretation, Resemiotisierung beschreiben. Dieses geschieht einerseits in gruppeninternen Prozessen, bei denen dennoch die individuelle

Autorschaft nicht geleugnet wird, andererseits in Wechselwirkung mit bzw. Abgrenzung gegenüber der kulturellen und politischen Öffentlichkeit außerhalb der Gruppe.

„*Parolen und Zauberworte: Begriffe und theoretische Strategien des tschechischen Surrealismus*“ ist der Titel des zweiten großen Abschnittes, in dem in Abgrenzung zu anderen Strategien (Strukturalismus, Psychoanalyse, Marxismus) die theoretischen Konzepte des tschechischen Surrealismus, der sich selbst als Methode kritischer Erkenntnis versteht und gleichzeitig eine Metatheorie der eigenen künstlerischen Bewegung schafft, vorgestellt werden. Surrealismus wird auch hier vor allem als interpretatorisches Verfahren aufgefasst, das die Theorie, die Poesie und die intimen Bereiche des Lebens auf dem „ästhetisch-politischen Experimentierfeld“ (145) miteinander verbindet. Durch die Selbstinterpretation behalten die Surrealisten die Deutungshoheit über ihr Schaffen und können so ihre ästhetische Autonomie auch in Zeiten totalitärer Regime bewahren.

Spätestens in dem dritten Teil, der die Überschrift *„Weiße Flecken auf der Landkarte der Ästhetik füllen“: Zur künstlerischen Praxis der Surrealistischen Gruppe* trägt, wird deutlich, dass der von der Autorin gewählte Zugang äußerst produktiv für eine neue Sicht auf die Texte, die oft verschiedene Medien miteinander kombinieren, ist. Ihre intermediale Lektüre wird dem durch die Surrealisten erweiterten ästhetischen Raum ebenso gerecht wie ihr generationenübergreifendes Herangehen an die fünf Themen Prag (bei Vítězslav Nezval und Petr Král), Imagination und Traum (bei Jindřich Štyrský und Milan Nápravník), Spiel (bei Věra Linhartová und der Surrealistischen Gruppe als Gemeinschaft), Gewalt (bei Jindřich Heisler, Vratislav Effenberger und Jan Švankmajer), Erotik und Körperbilder (bei Karel Teige und Jan Švankmajer) der anverwandlenden Wiederaufnahme dieser Themen durch die Vertreter verschiedener Generationen tschechischer Surrealisten gerecht wird. Die Texte werden einerseits im Kontext des französischen Surrealismus und der europäischen Avantgarde allgemein gelesen und andererseits in das je verschiedene gesellschaftliche und ästhetische Umfeld eingebettet, in dem sie entstanden sind. Auf diese Weise kann nachgezeichnet werden, inwiefern sich durch die subjektive Aneignung und Entwicklung der Themen eine kollektive Ästhetik entfaltet hat. Daraus ergibt sich ebenfalls ein neues Autorbild – der Autor wird als Gruppenmitglied und zugleich als Individuum wahrgenommen, individuelle und kollektive Autorschaft verbinden sich, wenn „sowohl ästhetische als auch theoretische Objekte immer wieder neue Artefakte generieren“ (235).

In dem vierten, abschließenden Kapitel, *Ortszeit Prag: Surrealismus zwischen kultureller Avantgarde und politischem Dissent*, werden die Ausgangsfrage nach der Bedeutung des Begriffs Avantgarde aufgegriffen und weitere Beschreibungsversuche (Neoavantgarde, Retroavantgarde, Postmoderne) diskutiert. Der tschechische Surrealismus als – durchaus synkretistische, eklektizistische – „poetische Metawissenschaft“ bleibt nach begründeter Sicht der Autorin „ein Avantgarde-Ereignis innerhalb der tschechischen Kunstwelt; zugleich ist er vom evolutionären Prinzip konstanter Neuerung ausgenommen“ (287). Durch die Aneignung und Wiederholung, die ständige Partizipation an dem Vergangenen

entsteht eine zeitliche Simultaneität, die dem Ruf nach Innovation zuwiderläuft, denn die surrealistischen Objekte sind nicht nur Artefakte, sondern gleichzeitig stets abrufbares Archiv verschiedener surrealistischer Themen und Verfahren. Als praktizierende Gruppe verfolgen die Surrealisten in Prag gemeinsam ihr „kollektives Abenteuer“, durch permanente Bewegung zwischen Zentrum und Peripherie das Zusammenwirken von Kunst, Theorie (Wissenschaft) und Praxis (Politik) stets neu zu bestimmen. Deshalb seien mit „den Prinzipien des Auslegens, Ausweichens und Wiederholens [...] jene Faktoren benannt, die als grundlegend für die anhaltende Präsenz dieser Künstler- und Forscher-Gruppe gelten können“ (287).

Anja Tippner beseitigt mit ihrer konzentriert argumentierenden Untersuchung elegant mehrere Forschungsdesiderate. Indem sie den tschechischen Surrealismus als kollektives Langzeitphänomen betrachtet, wird es ihr möglich, erstens die Entwicklung der tschechischen surrealistischen Poetik und Ästhetik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart darzustellen, ohne eine ‚klassische‘ Geschichte der surrealistischen Bewegung zu schreiben, deren gesamte Entwicklung sie jedoch immer im Blick hat; zweitens literaturtheoretisch dem Phänomen des Zusammenschlusses von Künstlern zu einer Gruppe nachzugehen (in diesem Zusammenhang scheint es lohnenswert, Tippners Überlegungen mit denen Leszek Engelking's über die *Skupina 42* zu konfrontieren, wie er sie in seiner Monographie *Codziennosť i mit. Poetyka, programy i historia Grupy 42 w kontekstach dwudziestowiecznej awangardy i postawangardy*, Łódź 2005 darstellt) und drittens den Avantgardebegriff von progressivem Fortschrittsdenken zu befreien und insofern für den Surrealismus der Gegenwart operationabel zu machen.

Ein Buch, in dem so klar wie in dem vorliegenden wesentliche Fragen verfolgt werden, bringt es selbstverständlich mit sich, dass man ‚Lust auf mehr‘ bekommt und sich wünscht, daß das zugunsten der stringenten Argumentation Ausgeklammerte (zeitlich begrenzte surrealistische Aktivitäten weiterer Gruppierungen oder von Einzelpersonen; weitere nicht-theoretische Texte; über die Gruppe hinausreichende Zusammenarbeit zum Beispiel an der 1963/64 von Milan Nápravník zusammengestellten und von Schauspielern vorgetragenen Anthologie *Fragments*) in weiterführende Überlegungen wieder eingeklammert werden möge. Wie man an der Übersetzung der tschechischsprachigen Zitate ins Deutsche sehen kann, wird nicht nur der beschränkte Kreis des Tschechischen kundiger Leser angesprochen. Von diesem Publikum wäre es sicherlich dankbar aufgenommen worden, wenn neben den zwei erwähnten deutschen Übersetzungen (BECKER, Heribert [Hg.]: *Aus den Kasematten des Schlafs*, München 1980 und ŠTYRSKÝ, Jindřich: *Emilie kommt im Traum zu mir*, Frankfurt/M. 1994) weitere Übersetzungen in das Literaturverzeichnis aufgenommen worden wären (z. B. HAVLÍČEK, Zbyněk: *Die dreiundsechzigste Art*, Sulzbach 1998; LINHARTOVÁ, Věra: *Geschichten ohne Zusammenhang; Mehrstimmige Zerstreuung und Haus weit*, alle Frankfurt/M. 1965; 1967 und 1970; NÁPRAVNÍK, Milan: *Kassiber*, Frankfurt/M. 1969; *Am Ufer*, Berlin 2006; ŠTYRSKÝ und HEISLER, Jindřich: *Auf den Nadeln dieser Tage*, Berlin 1984; *Das surrealistische Gedicht*, Bochum 2000), damit auch Nicht-Bohemisten, die allgemein am Surrealismus

interessiert sind, ihre zweifelsohne geweckte Neugier auf die literarischen Texte zumindest fragmentarisch befriedigen können. Immerhin befinden sie sich nun in der vorteilhaften Lage, auf eine theoretische Arbeit Zugriff zu haben, wie sie für den tschechischsprachigen Raum nach wie vor fehlt, auch wenn mittlerweile in dem 2009 von Marie Langerová, Josef Vojvodík, Anja Tippner und Josef Hrdlička in Prag herausgegebenen – und ebenfalls sehr zu empfehlenden – Buch *Symboly obudnosti. Myty, jazyk a tabu české postavantgardy 40.–60. let* [Symbole der Ungeheuerlichkeiten. Mythen, Sprache und Tabu der tschechischen Postavantgarde der 40er bis 60er Jahre] ausgewählte Kapitel in tschechischer Übersetzung erschienen sind.

Anne Hultsch

Jörg KRAPPMANN: *Apologet der Konsequenz; Der Prager Deutsche Philosoph Max Steiner* (= Beiträge zur deutschmährischen Literatur, 12). Olomouc (Universitätsverlag Olomouc) 2009, 248 Seiten.

Eine Lücke zu füllen mit einer Arbeit zu einem zu Unrecht vergessenen Prager deutschen Philosophen, ist der Ansatz von Jörg Krappmann, dessen neu überarbeitete Dissertation sich hauptsächlich mit den Schriften Max Steiners (1884-1910) befasst. Chronologisch werden nur einige biographische Fakten eingefügt, so etwa die Herkunft und der Beginn der Schulzeit 1890-1895 in der Prager Piaristenschule als Mitschüler von Max Brod und Felix Weltsch. Da Steiner kein reiner Philosoph war, sondern sich stark interdisziplinär bildete, versucht Krappmann die Annäherung durch eine „synoptische Darstellung“ (229).

Wie man im 1. Kapitel rasch erfährt, war Max Steiner ein Skeptiker, der sich vor allem mit dem an Kant angelehnten Handwerkzeug der Logik und Erkenntnistheorie seiner schreibenden Umwelt näherte. Konsequenz und konsistentes Schreiben waren für ihn Maßstab und Messlatte für Autoren, mit denen er sich auseinandersetzte. Die Kritik zielte hierbei u. a. gegen den Monismus Ernst Haeckels und den Wissenschaftsoptimismus der Jahrhundertwende. Krappmann zeigt den jungen Autor als außergewöhnlich klar schreibend im Gegensatz zur üblichen Wissenschaftssprache der Zeit. In Steiners Worten, dessen Werke zur Aufklärung, Darwin und zum Freidenkertum vielfältig zitiert werden, finden sich deutlich Satire und Polemik, was ihn nicht zufällig in die geistige Nähe zum Zeitgenossen Karl Kraus und seiner *Fackel* stellt. Steiner schied 1910 als Chemie-Doktorand durch Selbstmord aus dem Leben, wonach sein publizistischer Mitstreiter Kurt Hiller einen Teil der Deutungshoheit über dessen Schaffen übernahm. Bis dahin veröffentlichte Max Steiner *Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums* (1905) sowie *Die Lehre Darwins in seinen letzten Folgen* (1908). Hiller ermöglichte durch seine Herausgabe des nachgelassenen fragmentarischen Werks *Die Welt der Aufklärung* (1912 postum) zwar dem Leser Einblicke in Steiners Spätwerk, spannte aber, wie Krappmann feststellt, seinen verstorbenen Freund teilweise in den politischen Karren seiner eigenen Interessen. (18)

Im zweiten Kapitel erfährt man von Steiners philosophischen Vorbildern und Reibungspunkten von den Griechen bis zu seinem wichtigsten Lehrer Kant. Interessant zu lesen ist hierbei vor allem der Streit um den epistemologischen Wert naturwissenschaftlicher Erkenntnisse. In der Betrachtung geht Krappmann über Hiller und Kurt Krolop hinaus, indem er auch erstmalig einen Rezensionshinweis auf Steiner nennt, der gerade nicht von Hillers postumem Beitrag beeinflusst ist, sondern den bereits zu Steiners Lebzeiten Oscar Ewald (Kant-Studien) 1908 verfasste.

Im dritten Kapitel widmet sich Krappmann Steiners 1908 erschienenem Darwin-Buch. Er zeichnet nach, wie Steiner versuchte, eine Zwischenposition innerhalb der dominanten Vertreter der Entwicklungslehre wie Darwin, Haeckel oder etwa Leibnitz einzunehmen. Steiner entflammte sich bei seiner Beschäftigung mit Darwins Schriften offenbar nicht derart an der Frage menschlicher Vorfahren wie viele Zeitgenossen (bis zu den heute von Richard Dawkins angesprochenen Kreationisten). Der Prager Autor erkennt die wissenschaftlich epochale Stärke in den Beschreibungen zum Kampf ums Dasein, den Ausleseprinzipien und der natürlichen Zuchtwahl.

Die schwere Aufgabe einer politischen Einordnung Steiners wird im vierten Kapitel angestrebt. Krappmann bietet methodisch gute Begriffseinordnungen im Verständnis der jeweils betrachteten Zeitperiode – wie zu Liberalismus, Konservatismus und Sozialismus. Weiterhin liest man Einordnungsstrategien für Steiner und dessen Positionen innerhalb der Kreise von Mitstreitern, Zeitgenossen und geistigen Vorbildern. Krappmann zeigt ihn als konservativen und der Staatsidee der Sozialaristokratie nahe stehenden Menschen. Relativ neutral schaut man heute auf Zitate über eine ironische Distanzierung gegenüber dem Wahlrecht als Scheinrecht. Bedenklich wird es freilich in Äußerungen gegenüber Schwachen und Kranken der Gesellschaft „Minderwertigen.“ (177) Anhand der Zitate, die Krappmann wählt, muss man vor allem Steiners Hang zur Sozialaristokratie kritisch sehen, denn „Akademiker“ waren für ihn beinahe notwendig erhabener Menschen, zu Recht sozial isoliert vom „üblichem Volk“. Außerhalb weniger Zitate gibt es jedoch kaum programmatische Pläne, Forderungen oder Anregungen, wengleich Steiner eventuell das Verfassen eines politischen Werks plante. Immerhin – eine angedeutete geistige Verwandtschaft zu Karl Kraus bestand demnach auch in der Einstellung zum Liberalismus und sittlicher Scheinmoral.

Aus dem fünften Kapitel ersieht man schließlich Steiners literarisches Interesse und Friktion z. B. an Grillparzer und dessen Verständnis von „Lehrfreiheit“. Krappmann zeigt hierbei gleichsam, wie Steiner sich Aussprüche von Autoren seiner Sozialisation und seines Interesses für affirmative oder negative Argumente zurecht legt. Wir sehen hier einen Nietzsche-Kenner, dessen literaturtheoretischer Ansatz durch eine von Kurt Krolop so genannte „ästhetische Opposition“ teilweise über die Ideen der Vertreter um 1900 hinausgeht, deren hermeneutische Konzepte meist am Autor, nicht aber am Leser interessiert waren. Dass Steiner seinen Ästhetik-Abschnitt zur *Psychologie der Kunst* nicht voll-

endete, ist bedauerlich. Die Beschreibungen zu den hinterlassenen Fragmenten des Themas lesen sich vielversprechend.

Jörg Krappmanns verdienstvolle Arbeit hilft dem Werk eines ins Dunkel gefallenen Literaten vorsichtig zurück ins Licht. Dass man sein Werk nun im 100. Todesjahr Steiners lesen kann, würdigt den eckigen, klar an Logik sich entlang manövrierenden Prager Philosophen umso mehr. Als sprachlich Karl Kraus nahe stehender Intellektueller und Kant-Kenner ist er sicher zu Unrecht vergessen. Die Sprache von Krappmann ist sehr komplex, durch viele Referenzen angereichert und stilistisch von hoher akademischer Kraft sowie analytischer Struktur. Dass zur Konversion Steiners vom Judentum zum Katholizismus kurz vor seinem Selbstmord nicht viel gesagt wird, bietet Anreiz für weitere, biographisch orientierte Arbeiten. Dahingehend dürfte zumindest erwähnt sein, dass Steiner die ersten Schuljahre unter katholischen Priestern verlebte und dass Kraus ein Jahr nach Steiners Selbstmord ebenfalls zum Katholizismus übertrat. Die Arbeit ist mit 230 Seiten recht kurz und bündig abgeschlossen, allerdings ist vor allem im ersten Drittel die Faktendichte und Anzahl der Zwischen- und Querverweise zu hoch. Ferner sind Teile des Manuskriptes über zehn Jahre alt und wurden teilweise nicht korrigiert. Dadurch blieben kleine Verwirrungen oder Tippfehler erhalten. Schließlich sind die Exkurse in Werke und Ideen anderer Autoren wie Adolf Stoecker, Nietzsche, Kropotkin, Max Adler oder Julius Langbehn sowie E. Haeckel, (dessen antisemitische Tendenzen Krappmann klar benennt), vor allem für die Nützlichkeit der Darstellung Steiners unklar und an manchen Stellen vom Kern der Arbeit abweichend. Manche Teile seiner Arbeit, so ist zu befürchten, sind daher für den Leser nur schwer zu erschließen.

Carsten Schmidt

Dalibor ZEMAN: *Überlegungen zur deutschen Sprache in Österreich. Linguistische, sprachpolitische und soziolinguistische Aspekte der österreichischen Varietät.* Hamburg (Dr. Kovač) 2009. 267 Seiten.

Überlegungen zur deutschen Sprache in Österreich lassen erwarten, dass solche Überlegungen vom Autor des Buches gleichen Titels selber stammen. Dalibor Zeman beschränkt sich in seiner Monographie jedoch auf einen paraphrasierenden Überblick über die Forschung zur deutschen Sprache in Österreich. Das ist lobenswert und angemessen, wenn der Text als Arbeitsmaterial zum österreichischen Deutsch „für StudentInnen der Germanistik in der Tschechischen Republik und im sonstigen Ausland“ dienen soll, wie Zeman im Vorwort (9) bemerkt. Dennoch wäre ein anderer Buchtitel á la ‚Forschungsüberblick...‘ weniger irreführend gewesen, spart der Autor doch eigene Überlegungen zur deutschen Sprache in Österreich weitgehend aus und referiert vielmehr die vorhandene Forschungsliteratur.

Im ersten Teil (13-81) fasst Zeman den theoretischen Rahmen, in dem die Forschungen zur deutschen Sprache in Österreich stehen. Fragen zur kommuni-

kativen Funktion, zur sozialen, situativen und diatopischen Ausrichtung in der Modellbildung, die für die Analyse der deutschen Sprache in Österreich in ihrer Heterogenität nach innen und in der Abgrenzung zu anderen Varietäten des Deutschen notwendig sind, werden erörtert (13-37). Des Weiteren beschreibt Zeman das Verhältnis von Standard- und Nonstandardvarietäten und bei letzteren die dialektale Gliederung in Österreich sowie die besondere Rolle des Wienerischen (38-81).

Das 2. Kapitel (83-108) ist den vielen, teilweise heftig geführten Kontroversen in der scientific Community zum Stellenwert des österreichischen Deutsch gewidmet. Zeman skizziert die wesentlichen Positionen in der Debatte um die Verortung des österreichischen Deutsch im Plurizentrik-, Pluriarealitäts- und Sprachpolitikdiskurs.

Die Kapitel 3 bis 6 (109-184) beschreiben die systemlinguistisch erfassten Merkmale des österreichischen Deutsch in den jeweiligen Subsystemen von syntaktischen Spezifika wie den Stellungsvarianten der verbalen Elemente im Satzschlussfeld (111-117) über Tempusformen (118-123), insbesondere die Vergangenheitstempora, bis zur Flexionsmorphologie (127-131), Wortbildung (125-126), dem Wortschatz (132-136) und der Aussprache (137-144). In den Kapiteln 4 bis 6 (145-184) greift Zeman jene Aspekte der Lexik, Phraseologie und Pragmatik auf, die bis dato in der Forschung zum österreichischen Deutsch behandelt wurden. Während in der Phraseologieforschung mit dem Projekt *Wörterbuch zur österreichischen Phraseologie* unter Leitung von Peter Ernst erstmals seit langem eine empirisch fundierte Erfassung des gegenwärtigen Sprachgebrauchs in Österreich vorliegt, fehlen bisher weitgehend empirisch fundierte Arbeiten zur Pragmatik mit Ausnahme punktueller Stichproben (v. a. die Arbeiten von Rudolf Muhr). Angesichts der hochgradigen Situationsgebundenheit in der Wahl sprachlicher Mittel, die ein besonderes Merkmal des Sprachgebrauchs im Standard-Nonstandard-Kontinuum in Österreich ausmacht, stellt die Pragmatik in der deutschen Sprache in Österreich eines der größten Forschungsdesiderate dar. Zeman weist zwar darauf nicht explizit hin, die Kürze und Reduktion auf Fragen zu Titel- und Funktionsbezeichnungen, wenige Partikelverwendungen und die Rechts- und Verwaltungssprache im entsprechenden Kapitel (177-184) lässt aber erkennen, dass in der Pragmatikforschung zum österreichischen Deutsch noch viel zu leisten sein wird.

Im Gegensatz zur Pragmatik wurde und wird zur Geschichte der deutschen Sprache in Österreich bereits viel geforscht. Das zeigt Kap. 7 (185-196) in Zemans Buch, in dem er sich auf die schreibsprachlichen Aspekte im Zusammenhang mit den Standardisierungsprozessen in Österreich vom 16. bis 18. Jahrhundert konzentriert.

Interessant sind Zemans Ausführungen in Kap. 8 (197-210) zu Lehrbuchanalysen in Bezug auf den Stellenwert des österreichischen Deutsch bzw. überhaupt bezüglich des Status der Standardvarietäten und deren didaktischer Umsetzung im Unterricht an nicht-deutschsprachigen Universitäten. Zeman referiert hier nicht nur die umfassende empirische Untersuchung von Jutta Ransmayr (2006), sondern bezieht sich im tschechischen Kontext auf Spáčilová's Arbeiten (1993)

und auf eigene (Zeman 2005), wenn er zum (er)nüchtern(d)en Schluss und der Forderung kommt, „dass das Konzept der Plurizentrik, an dem in sprachwissenschaftlichen Kreisen niemand mehr zweifelt, in der DaF-Praxis kaum umgesetzt wird. In der DaF-Didaktik ist unbedingt mehr Plurizentrik notwendig“ (212).

Ein kurzer Ausblick (215-217) und ein langes Literaturverzeichnis (219-267) beschließen das Buch.

So verdienstvoll Dalibor Zemans Buch als Anregung „zum tieferen Studium der vielfältigsten Erscheinungen – mit Hilfe der weiterführenden Sekundärliteratur – [...]“ (9) besonders für die Auslandsgermanistik ist, so sollen ein paar Kritikpunkte nicht verschwiegen werden:

1. Im einleitenden Kapitel zum Forschungsstand konzentriert sich der Autor über drei Seiten (13-15) auf die Überlieferungsgenese des Bonmots „Nichts unterscheidet die Österreicher und die Deutschen so sehr wie die gemeinsame Sprache“, ohne auch nur im Ansatz den Inhalt des Bonmots mit dem Thema des vorliegenden Buches in Zusammenhang zu bringen, sodass diese Seiten etwas hilflos und isoliert im Textraum schweben. Ähnlich inkohärent ist die Auseinandersetzung mit dem Gebrauch akademischer Titel und Funktionsbezeichnungen im Rahmen des Pragmatikkapitels (177-179). Man merkt hier unangenehm den Übernahmeduktus aus der Literatur ohne argumentative Einbettung ins selbst gestellte Hypertext.
2. Im an sich orthografisch einwandfreien Text wären Fehler wie die, dass der österreichische Autor nicht Peter Hanisch (17), sondern Peter Henisch heißt, durch ein akkurates Verlagslektorat vermeidbar gewesen; ebenso die Tatsache, dass die drucktechnische Qualität der Bild Darstellungen (53, 75, 114, 123, 150, 162-164) zu wünschen übrig lässt.
3. Das Tilgen inhaltlicher Redundanzen hätte in manchen Passagen dem Text gutgetan. So stehen die Ausführungen zu Neologismen (29, 30) in keinem erkennbaren Zusammenhang zum Buchthema. Die Seiten 145-147 als Einstieg ins Kap. 4 sind entbehrliche Wiederholungen.
4. Definitorische Unschärfen hätten vermieden werden sollen. So gebraucht Zeman oft den Terminus „Literatursprache“ (z. B. 31), ohne eine knappe Definition (auf Seite 23 wird der Begriff eingeführt, nicht aber erklärt) zu liefern, ganz zu schweigen vom wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund, der Termini wie diesem zugrundeliegt. Überhaupt fehlt der Arbeit eine scharfe methodische und somit begriffliche Trennung in den medialen Erscheinungsformen der Sprache in Österreich. Wäre diese ausführlicher thematisiert worden, so wäre damit auch deutlicher geworden, dass besonders im Medium gesprochener Sprache noch viele Forschungsdesiderate zum österreichischen Deutsch bestehen, weil die Standardsprachforschung bisher stark auf das Medium geschriebener Sprache fokussiert war. Leider lassen Zemans Ausführungen Hinweise auf die diesbezüglich aktuellsten internationalen Forschungen wie jene zum Projekt *Deutsch heute* des IDS Mannheim vermissen.

5. Etwas mehr Überlegungen und damit kritische Distanz zur verwendeten Literatur wären wünschenswert. So referiert Zeman in Kap. 7 zur „Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich“ ausschließlich Wiesinger (2006). Peter Wiesingers Verdienst um die Erforschung historischer Aspekte der deutschen Sprache in Österreich ist unbestritten. Dennoch überrascht, dass Zeman, indem er Wiesinger (2006) kritiklos übernimmt, die umfassendsten aktuellen empirischen Studien zur deutschen Sprache in Österreich vom 16. bis beginnenden 18. Jh., nämlich Brooks (2006) zur Syntax und Rössler (2005) zu Graphematik und Morphologie, die Wiesinger leider auch in seiner 2. Auflage (2008) unberücksichtigt lässt, weder im entsprechenden Kap. 7 noch im Literaturverzeichnis erwähnt. Hier hätten etwas ausführlichere Literaturrecherchen nicht geschadet.
6. Nicht geschadet hätte an manchen Stellen auch eine stilistische Überarbeitung. Sinnlos komplizierte Formulierungen wie die folgende sollten vermieden werden: „Diese [...] Ausdruckssysteme [...] lassen sich als Gleichgestaltigkeiten der Ausdruckselemente im Sprachbesitz von zusammenlebenden und bis zu einem bestimmten Grad abgegrenzten Teilen einer Gesamtsprachbevölkerung interpretieren.“ (36) Wenn schon für Rezensenten solche Nominalstilmonstren keine ‚gmahte Wiesen‘ sind, was erst für nicht-muttersprachliche StudentInnen, für die das verdienstvolle Buch in erster Linie gedacht ist?

Paul Rössler

Rudolf MUHR: *Österreichisches Aussprachewörterbuch. Österreichische Aussprachedatenbank*. Frankfurt am Main (Lang) 2007, 524 Seiten, 1 CD-ROM.

Das vorliegende Wörterbuch ist in mehrfacher Hinsicht lückenschließend. Ob schon – insbesondere in den letzten 30 Jahren – in mehreren Übersichtsdarstellungen auch kurze Beschreibungen der Standardaussprache publiziert wurden, ist das vorliegende Wörterbuch der bisher umfangreichste Versuch eines österreichischen Aussprachewörterbuchs.

Hinsichtlich der regionalen Vielfalt der deutschen Sprache ist vorauszuschicken, dass das österreichische Deutsch als eine Varietät der deutschen Schrift- und Standardsprache keine Einheitlichkeit aufweist. Vielmehr ist es als Resultat bzw. Summe der zwar unterschiedlich verbreiteten, aber insgesamt für Österreich charakteristischen Spracherscheinungen zu sehen, die man eben als *Austriazismen* bezeichnet. Dies betrifft nicht zuletzt auch die phonetisch-phonologische Ebene.

Was die Forschungsaktivitäten diesbezüglich anlangt, verdient das kürzlich abgeschlossene Projekt *Varietäten des Österreichischen Deutsch: Standardaussprache und Varianten der Standardaussprache* besprochen zu werden. Aus-

gangspunkt des mehrjährigen Projekts, das unter der Leitung des Grazer Forschers Rudolf Muhr realisiert wurde, war die Beobachtung, dass es in Österreich im Bereich der Aussprachenormen ein hohes Maß an Verunsicherung, exogener Determination und Hyperkorrektur gibt. In keinem anderen Bereich des Sprachsystems werde die Asymmetrie zu Deutschland deutlicher.

Das hängt einerseits damit zusammen, dass sich die deutschsprachigen Länder derselben Schriftsprache bedienen, der dasselbe Phonemsystem gemeinsam ist. Dieser Umstand verlangt die Beibehaltung von einheitlichen Aussprachenormen. Andererseits ist gerade die Aussprache ein primäres Mittel zur Identitätsbildung und Identitätsrepräsentation, so dass daraus ein unauflösbares Dilemma entsteht. Will ein Sprecher des österreichischen Deutsch seine Identität beibehalten und sprachlich repräsentieren, geschieht dies klarerweise auch und vor allem durch die Aussprache. Die österreichischen SprecherInnen laufen aber dabei Gefahr, mit dem Attribut Dialektsprecher markiert zu werden, da die derzeit kodifizierte Norm der als Allgemeindeutsch angesehenen Standardaussprache eindeutig auf einer norddeutschen Form des Deutschen basiert (MUHR 2006). Folgt man dieser Norm nicht oder nur bedingt, ergeben sich nach Muhr massive Legitimationsprobleme für alle professionellen Sprechberufe (Redakteure bei elektronischen Medienanstalten, Schauspieler, Moderatoren usw.) bzw. für Menschen, die sich in der medialen Öffentlichkeit präsentieren. Die lokalen österreichischen Adaptationen dieser Norm (vgl. dazu das Beiblatt zu Siebs von F. Trojan [1957]) haben nach Muhr dieses Dilemma kaum geringer gemacht, da ihnen ein striktes Konzept von Standardsprache zugrunde liegt, das nur in Randbereichen Unterschiede zulässt.

Zu den Resultaten des Projekts von Muhr (2007) gehören das Aussprachewörterbuch des Österreichischen Deutsch sowie die Aussprachedatenbank des Österreichischen Deutsch, die 42 000 Einträge enthalten. Das Aussprachewörterbuch liegt sowohl in einer elektronischen Form als Teil der Aussprachedatenbank als auch in gedruckter Form vor. Zu den 12 946 Einträgen gibt es Sprachaufnahmen von insgesamt sechs SprecherInnen, die in der Aussprachedatenbank enthalten sind. Im Audiokorpus der Aussprachedatenbank befinden sich 75 964 Audiofiles, die die Leseaussprache von jeweils zwei ModellsprecherInnen aus Österreich, Deutschland und der Schweiz beinhalten. Jeder der sechs SprecherInnen hat die Liste von 12 946 Wörtern bzw. Mehrwortausdrücken gelesen. Die Audiofiles können abgehört und die Realisierungen der österreichischen ModellsprecherInnen mit jenen der beiden anderen Nationen akustisch und anhand der Transkriptionen verglichen werden. Die Realisierungen der SprecherInnen aus Deutschland und der Schweiz sollen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zur österreichischen Norm deutlich machen. Alle Aufnahmen wurden mehrfach transkribiert und mit Hilfe von Phonetiksoftware hinsichtlich ihrer akustischen Merkmale überprüft. Um die Realisierungen der österreichischen ModellsprecherInnen überprüfen zu können und zugleich die regionale Streuung innerhalb der österreichischen Medienpräsentationsnorm feststellen zu können, wurde ein Zusatzkorpus mit 54 zusätzlichen SprecherInnen des ORF erstellt. Daraus wurden 36 Aufnahmen ausgewählt. Basis dafür waren eine

Wortliste von 395 Wörtern und zwei Texte, die von jeweils drei männlichen und drei weiblichen SprecherInnen der einzelnen ORF-Landesstudios gelesen bzw. frei gesprochen realisiert wurden.

Bei den SprecherInnen handelte es sich um diejenigen, die als akustisches Aushängeschild des Landesstudios galten bzw. wichtige Sendungen moderierten. Diese Aufnahmen wurden zum Großteil ebenfalls transkribiert. Diese Daten dienten vor allem dazu, Zweifelsfragen zu klären und die Aussagen zur überregional gültigen Norm zu präzisieren. Das Zusatzkorpus sollte dem berechtigten Einwand entgegenwirken, dass die Kodifizierung der österreichischen Standardaussprache nicht ausschließlich auf der Realisierung zweier SprecherInnen im Vergleich mit vier weiteren aus den anderen Varietäten beruhen kann. Sowohl das Hauptkorpus als auch das Zusatzkorpus umfasst ausschließlich phonetische Realisierungen von geschulten SprecherInnen. Um die Aussprache nicht-geschulter SprecherInnen zu dokumentieren, wurden auch Radio- und Fernsehsendungen mit ungeschulten SprecherInnen aufgenommen (Sonderkorpus). Dazu gehörten z. B. SprecherInnen, die sich in wiederkehrenden Sendungen zu Gesundheit, Kultur und Lebensberatung äußerten. Zweck dieser Aufnahmen war es, die Variation der Aussprache in der frei gesprochenen Sprechsprache im medialen Kontext zu dokumentieren.

Die Kodifikation der Normen nationaler Varietäten ist ein zentrales theoretisches Problem der Linguistik, da dabei die Probleme der Definition von Sprachnormen, insbesondere der Definition der Standardnormen in verschärfter Weise zum Tragen kommen. Muhr argumentiert – insbesondere in Bezug auf das Konzept des Aussprachewörterbuchs des österreichischen Deutsch sowie die Aussprachenorm – folgendermaßen:

Auf Grund des variablen Sprechverhaltens der Österreicher war die notwendige Aussprachekonstanz der SprecherInnen einer bestimmten sozialen Gruppe sog. ‚gebildeter Sprecher‘ nicht gegeben, um aufgrund einer ausgewählten Sprechergruppe zuverlässige Aussagen über die überregional gültige Norm der österreichischen Standardaussprache treffen zu können. Im Westen [...] zeigt die gesprochene Sprache deutliche Merkmale einer Diglossie zwischen der regionalen und der überregional üblichen Norm, während im Osten situations- und partnerspezifisch oft innerhalb eines Sprechabschnitts ein und desselben Sprechers zwischen verschiedenen Sprachvarianten gewechselt wird. Es schien vielmehr notwendig, die Standardnorm der Aussprache nicht auf der Basis des Sprachgebrauchs einer sozial mächtigen Gruppe zu definieren, sondern aufgrund ‚sprachexterner‘ Kriterien. Das ist nicht nur objektiver, sondern auch den politischen Verhältnissen einer demokratisch organisierten Gesellschaft angemessener. Sprachliche Standards definieren sich zuerst und vor allem aufgrund ihrer Funktion in der Kommunikation als öffentliche, überregional gültige Norm. [...] Hinzu kommt, dass es durch die Medialisierung des öffentlichen Lebens durch die elektronischen Medien, Fernsehen, Radio und Internet zu einer Verschiebung der normbildenden Instanzen gekommen ist. Öffentliche Sprachnormen werden heutzutage vor allem durch das Fernsehen und das Internet geprägt und nicht wie früher durch Theater und literarische Salons. Seit dem Auf-

kommen des Fernsehens und erst recht seit der Einführung des Satellitenfernsehens und des Privatfernsehens Ende der 1980er Jahre sind die elektronischen Medien jedoch zu jenem primären sozialen Ort geworden, in dem soziale und sprachliche Normen überwiegend bestimmt werden. Das AWBÖD (Aussprachewörterbuch des österreichischen Deutsch) trägt diesem Umstand Rechnung, indem es die Medien-Präsentationsnorm (und nicht wie früher die Norm der Bühnenaussprache) zur Grundlage der Kodifizierung der Aussprachenormen macht. Die Kodifizierung sollte außerdem strikt empirisch-deskriptiv und nicht normativ-präskriptiv ausgerichtet sein. (MUHR 2006: 98f.; Herv. D. Z.)

Die Kriterien zur Differenzierung und Festlegung der Standardnormen in Österreich sind nach Muhr: 1. Das Konzept des Deutschen als plurizentrischer Sprache mit dem österreichischen Deutsch als eines ihrer drei Hauptzentren; 2. Eine Sprechsituation: Medien-Präsentation im Radio/TV; 3. Drei Äußerungsbereiche: (a) Distanzsprache, (b) Distanzierte Nähesprache, (c) Nähesprache; 4. Zwei Sprechertypen: (1) Trainierte und (2) untrainierte SprecherInnen; 5. Zwei Diskurs-/Aussprachemodi: (1) Leseaussprache (vorbereitet, monologisch), (2) Aussprache freier Sprechsprache (un-/vorbereitet/dialogisch); 6. Zwei Ebenen der Standardaussprache: (1) Ziel-Standard-Norm – exemplarische Modellaussprachen = formaler Standard, (2) Gebrauchs-Standard-Norm – bezieht sich auf spezifische Sprechertypen oder Sprechersituationen des Alltags.

Eine bedeutende Grundlage für Schlussfolgerungen hinsichtlich der Aussprachenorm in Österreich bildet sehr wohl – wie bereits weiter oben angesprochen – die von Muhr erstellte Aussprachedatenbank des Österreichischen Deutsch, die das gesamte Hauptkorpus sowie ausgewählte Teile des Zusatzkorpus und des Sonderkorpus enthält. Mit der speziell dafür entwickelten Software ist es möglich, die Realisierungen der sechs ModellsprecherInnen parallel nebeneinander abzuhören.

Vielleicht würden manche Germanisten über die Wertung einiger konkreter Lexeme gern polemisieren. Da die ModellsprecherInnen in den Suffixen <tion>, <tion> das <i> oftmals nur als reduzierten Halbvokal realisieren, kommt es zu missverständlichen Transkriptionen wie [na'tsio:n] Nation, [aver'sio:n] Aversion. Zu weiteren Unklarheiten gehört die Transkription des Lexems Berlin, die ohne Akzent angegeben wird; vgl. auch die Vokalquantitäten, z. B. [a:ka:'pe:la] a cappella auf S. 13, wo von allen Sprechern kurzvokalisches [aka'pela] realisiert wird. Kritisch anzumerken bleibt auch, dass im Österreichischen Aussprachewörterbuch von R. Muhr eine Menge von Austriazismen fehlt. Insofern ist zu bedauern, dass einige um die Berücksichtigung arealer Variabilität bemühte lexikographische Publikationen (AMMON 2004; EBNER 1998) nicht adäquat in die Diskussion einbezogen wurden.

Insgesamt aber steht mit dem Österreichischen Aussprachewörterbuch und der damit verbundenen österreichischen Aussprachedatenbank eine Dokumentation der Aussprache des österreichischen Deutsch zur Verfügung. Das Österreichische Aussprachewörterbuch dokumentiert die verschiedenen Ausspracheformen und Standardvarianten in Österreich. Die im Wörterbuch dargestellte Aussprache beschreibt die derzeit in Österreich übliche Medienpräsentations-

norm, die jener Deutschlands und der Schweiz gegenübergestellt wird. Das Aussprachewörterbuch sowie die Aussprachedatenbank – in ansprechender Form und überschaubar gegliedert – sollen zur Klärung offener Fragen der Aussprachenorm in Österreich einen Beitrag leisten.

Literatur

AMMON, Ulrich (2004): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin, New York: de Gruyter.

EBNER, Jakob (2009 [1998]): *Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch des österreichischen Deutsch*. 4., vollständig überarb. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Duden.

MOOSMÖLLER, Sylvia/DRESSLER, Wolfgang U. (1988): Hochlautung und soziophonologische Variation in Österreich. – In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 20/2, 82-90.

MUHR, Rudolf/SELLNER, Manfred B. (2006): *Zehn Jahre Forschung zum österreichischen Deutsch: 1995-2005. Eine Bilanz*. Frankfurt am Main: Lang.

TROJAN, Felix (1957): *Österreichisches Beiblatt zu Siebs „Deutsche Hochsprache – Bühnensprache“*. Berlin, New York: de Gruyter.

WIESINGER, Peter (2006): *Das österreichische Deutsch in Gegenwart und Geschichte*. Wien: Lit.

Dalibor Zeman

